Semmelweis

Der Retter der Mütter

Von

Theo Malade

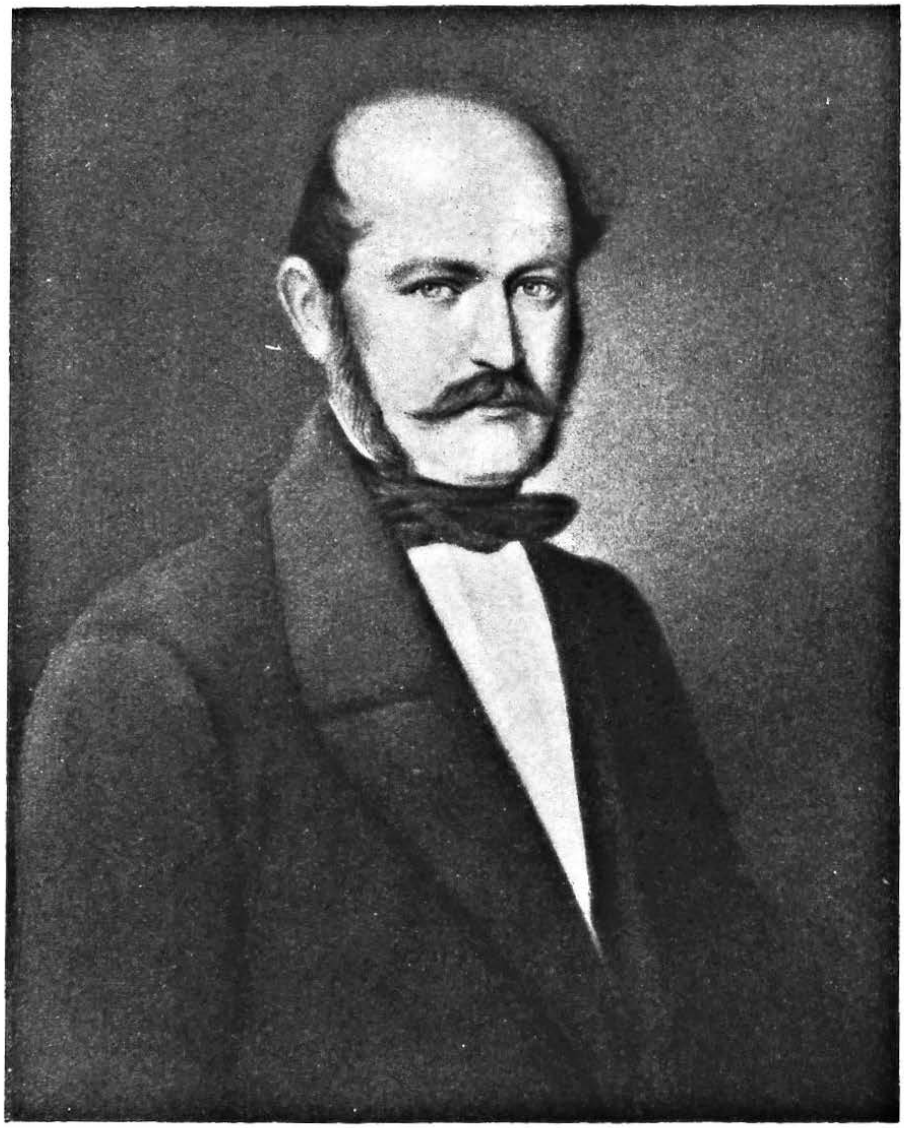
Università di Trieste
Fac. di Med. e Chir.

FONDO
PINCHERLE

661

Biblioteca Centrale
di Medicina

BIBLIOTECA CENTRALE DI MEDICINA - TRIESTE



Semmelweis

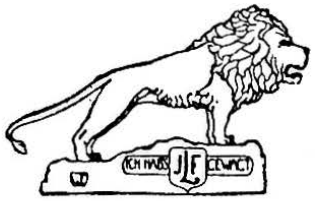
Der Retter der Mütter

Der Roman eines ärztlichen Lebens

Von

Theo Malade

„Historische Gerechtigkeit besteht darin, daß man jede Arbeit im Lichte ihrer Zeit betrachtet."
Virchow (in Virchows Archiv Bd. 77).



München
J. F. Lehmanns Verlag

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, behalten sich Urheber und Verleger vor.

Copyright 1924, J. F. Lehmann, München.

Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising-München

Herrn Miniſterialrat

Prof. Dr. Tiberius von Ghöry

in Ofenpeſt,

dem tapferen Schildhalter ſeines

großen Landsmannes, freund-

ſchaftlichſt gewidmet.

Der Verfaſſer.

1.

Die untergehende Oktobersonne breitete ihren Glanz über das herbstliche Wien. Die hohen Gebäude des großen Krankenhauses in der Alser-Vorstadt waren in ein rötliches, versöhnendes Licht getaucht. Auch durch die Fenster des dem gewaltigen Block angegliederten Gebärhauses brachen die Strahlen in voller und weicher Tönung und füllten die lange Flucht der Säle mit einem letzten milden Schein.

Auf der ersten geburtshilflichen Abteilung, die dem Unterricht der zukünftigen Ärzte diente, war die Nachmittagsarbeit beendet. Sauber, in sichtlicher Behaglichkeit, wenn auch noch etwas blaß anzuschauen, lagen die meisten der jungen Mütter in sorgfältig ausgerichteten gelben Bettstellen unter sorgfältig gebreiteten bunten Decken, neben sich im kleinen Bettchen die Neugeborenen. Bis in die äußersten Winkel herrschte musterhafte Ordnung. Die Luft war rein, ein wenig gemischt mit dem herben Geruch von Arzeneien, hier und da auch mit einem eigenartigen süßlichen Dunst. In der sachlichen Ruhe der Wärterinnen, in den schweigenden Gefälligkeiten der Pfleglinge prägte sich gegenseitige Zufriedenheit und Dankbarkeit aus. Man spürte: Es war ein guter und sorglicher Geist, der hier herrschte.

Und dennoch: Es lebte etwas in diesen Räumen, ein Unfaßbares, Unsagbares, das wie ein quälender Druck die Sinne berückte.

Da lag eine mit glühenden Wangen, von innerer Unruhe gepeinigt, da murmelten ein paar trockene Lippen

wirre Worte, flackerte ein Blick auf oder starrte unbeweglich, tief, wie aus einer andern Welt. Und wenn man näher hinsah: Hier ein schnelleres Atmen, ein schmerzliches Krampfen der Gesichtsmuskeln, das Zucken einer weißen Hand.

Nun wieder Ruhe und Frieden, stille und ergebene Gesichter, gleichmäßiges Atmen.

Plötzlich lauschte eine der Frauen. Jetzt belebten sich die Mienen der andern. Einige richteten sich halb in ihren Betten auf. Aller Augen wandten sich der Tür zu. Es war, als wenn ein Windhauch einer Herde frische Witterung zuträgt, und sie steht nun stutzend und erwartungsvoll. Seit Tagen und Wochen von der Außenwelt abgeschlossen, vor sich nur die weißen Wände: So ganz dem eigenen Innern hingegeben, vernahmen diese einfachen Menschen mit verfeinertem inneren Gehör, was sich dem gröberen Empfinden noch nicht kundtat.

In geschäftiger Spannung prüfte die Wärterin noch einmal ihren Dienstbereich, glättete ein Linnen, bettete ein Haupt in den Kissen oder schaffte auf einem Tischchen Ordnung.

Es dauerte nicht lange, und man hörte Schritte. Dr. Semmelweis, der Assistenzarzt, machte mit den ihm zugeteilten Studenten und Ärzten, etwa einem halben Dutzend Männern, den nachmittäglichen Rundgang durch die Station.

Mit kurzem Blick überflog er die Reihen der Wöchnerinnen. Dann winkte er fragend nach einer Ecke zu, in der vor einem Bett ein verhüllender Schirm stand.

„Ist sie ruhig eingeschlafen?“

Die Wärterin nickte.

„Sorgen Sie dafür, daß sie möglichst bald ins Leichenhaus kommt. Sonst etwas Neues?“

„Nein,“ sagte die Wärterin, „nur die dort drüben, die Sechzehnjährige, hat ihr Kind in die Kloake geworfen. Es hat sich aber nur leicht am Gitter verletzt. Wir haben es

gleich ins Findelhaus zu Dr. Bednar gebracht", fügte sie selbstgefällig hinzu.

Dr. Semmelweis ging mit seinen Begleitern von Bett zu Bett. Der breitschultrige Mann mit dem starkknochigen Gesicht und den gelichteten Haaren über dem mächtigen Vorderhaupt, mit dem hängenden Schnurrbart und den feinen Streifen der unter dem Kinn sich begegnenden Koteletten machte eher den Eindruck eines behäbigen Landmannes als eines Arztes. Aber wohin er kam, streckten sich ihm die Arme entgegen, strahlten die Gesichter. Überall hatte er ein freundliches Wort, und mehr noch als seine Rede wirkte das Lachen seiner gutmütigen Augen, die seinem Gesichtsausdruck die Eigenart verliehen.

Er stand neben einer Fiebernden und schien ein andrer Mensch geworden zu sein. Das Lachen in den Augen war erloschen. Nur die Güte und das Mitleid waren geblieben. Er streichelte der Kranken die Wangen, und aus Fieberträumen heraus lächelte sie.

„Wie gehts", fragte er leise.

„Durst!" klagte sie mit trockenen Lippen.

Die Wärterin hielt ihm zum Reinigen eine Schüssel mit Wasser hin. Als er sich die Hände abtrocknete, bewegte er unwillkürlich die Nasenflügel.

„Es ist eigentümlich," sagte er zu den Herren, „man wird trotz aller Sauberkeit nicht den kadaverösen Geruch von den Sektionen los."

Dann untersuchte er behutsam, als gälte es ein kostbares Glasgefäß, das zerspringen kann. Tastend drangen die fleischigen Hände in die Organe ein, aber sie folgten jeder Bewegung der Muskeln, jedem empfindsamen Zucken.

„Hat's weh getan?"

Die Kranke schüttelte den Kopf. Da stützte er sie in die Höhe und setzte ihr ein Glas Wein an die Lippen, das sie begierig austrank.

Man ging weiter, untersuchte, besprach die einzelnen Fälle, besonders die Fieberfälle, die so verschiedene Sym-

ptome boten und doch eine gemeinsame Ursache haben mußten. In diesem Zimmer allein unter zwanzig Wöchnerinnen vier Fiebernde! Woher die unerklärliche Tatsache dieser zahlreichen Erkrankungen im Wochenbett mit ihren unerhörten Opfern? Woher der furchtbare Gegensatz zu der zweiten geburtshilflichen Abteilung, der Abteilung zur Ausbildung der Hebeammen, die seit Jahren nur einen Bruchteil der hier auftretenden Fieber aufwies?

Mitten aus den Erörterungen wandte sich Semmelweis einem der untersuchenden Studenten zu. „Vorsichtig, Herr Kollege! Es sind leidende Menschenkinder, die uns anvertraut sind! Und Sie wissen, eine hohe Kommission hat in ihrer Weisheit befunden, die Ursache des Fiebers könne auch in der rauheren Untersuchungsart der Männer liegen.“ Nun lachte er behaglich auf. „Freilich, die Hände der Hebeammenschülerinnen, die bis vor kurzem gewohnt waren, den Besen zu führen, sind mit feineren Nerven begabt!“

Gott sei Dank! Bei keiner der Kranken war eine besorgniserregende Verschlimmerung eingetreten. Lebhaft plaudernd war man in den schmalen Verbindungsraum gelangt. Doch ehe die Wärterin vom folgenden Zimmer ihre Meldung anbringen konnte, stürzte Semmelweis auf die zunächst liegenden Frauen los. Was bedeutete das? — Der ersten schlugen die Kiefern aneinander, daß man das Klappern der Zähne laut hörte, der zweiten sprangen die Schläfenadern im hochroten Kopf wie von siedendem Blut. Er riß die Fiebertafeln von ihren Ständern.

„Muß ich auch sterben, Herr Doktor?“ frage eine dritte. Er blickte sie an, da fiel ihm das eigenartige Schimmern in ihren Augen auf. Er nahm ihre Tafel. Wahrhaftig! Gleichfalls eine leichte, eben erst beginnende Erhöhung der Blutwärme.

In großer Erregung hielt er den Herren die Tafel hin. In der hereinbrechenden Dunkelheit, die nur mit Anstrengung die einzelnen Zeichen erkennen ließ, beugten sie

ſich begierig über die Kurven, auf denen er ihnen die emporſteigenden Fieberlinien wies.

„Drei friſche Fälle!“ ſtieß er hervor, „Fälle, die jeder Erfahrung Hohn ſprechen. Erſtgebärende mit ganz ſchneller Entbindungszeit, blühende, junge, widerſtandsfähige Geſchöpfe, die überhaupt nicht gefährdet erſcheinen. Da ſteht man nun hilflos —!“ Er faßte den Rockknopf ſeines Gegenübers und redete grimmig auf ihn ein: „Woran liegt's? Raten Sie mir, Herr Kollege! Verletztes Schamgefühl, ſagt die hohe Kommiſſion. Schamgefühl! Alle drei kamen von der Straße. — Iſt die Ventilation geöffnet?“ fragte er unvermittelt und eilte, ohne die Antwort abzuwarten, mitten durch den Saal zu der Lüftungsvorrichtung neben dem Ofen.

„Alles in Ordnung“, beſtätigte die Wärterin.

„Wieviel Wöchnerinnen liegen im Zimmer?“ Er begann zu zählen.

„Wir haben in voriger Woche drei Betten ausgeſchaltet, wie Sie angeordnet haben, Herr Doktor“, antwortete die Wärterin.

Geſpannt beobachteten die übrigen Frauen die Gruppe der Ärzte, die ſich jetzt in lebhafter, leiſe geführter Unterhaltung an den Krankenbetten zu ſchaffen machten.

In dieſem Augenblick erklang aus der Ferne, vom Nebenzimmer her, das die beiden geburtshilflichen Stationen trennte, noch gedämpft durch die geſchloſſene Tür, ein regelrechtes rhythmiſches Klingeln. Die Frauen fuhren auf aus ihrer beſchaulichen Betrachtung und lauſchten erſchrocken. Auch die Männer hielten für ein paar Sekunden, ſich gegenſeitig anſehend, in ihrem Tun inne.

Nun ſchien die Tür geöffnet zu werden. Scharf, gellend fielen die Töne der Klingel an das Ohr, kamen näher und näher. Der Miniſtrant, die Klingel ſchwingend, trat, gefolgt von dem Prieſter, in's Zimmer.

Eine Wöchnerin ſchluchzte auf und bekreuzigte ſich, ihre Nachbarin wühlte den Kopf tief in die Kiſſen. Wie

gebannt folgten die Blicke der andern dem geiſtlichen Paar, das, begleitet von dem gellenden, rhythmiſchen Schreien der Klingel, langſam weiterſchritt.

Der hochwürdige Herr neigte gütig das Haupt, als er der Herren am Krankenbett anſichtig wurde. Dr. Semmelweis ſtand hochaufgerichtet, mit zuſammengekniffenen Lippen, und erwiderte höflich den Gruß.

„Es iſt das dritte Mal heute, daß ſie einer Sterbenden das Sakrament bringen", ſagte die Wärterin leiſe.

„Und immer dieſe Qual — durch dieſe Zimmer?"

Die Wärterin nickte.

„Es wird anders werden", ſagte Semmelweis.

Im halbdunklen letzten Saal brannte bereits das Öllämpchen. Geſpenſtiſch zuckten die Schatten über die Betten. Es ſah nicht gut aus. Auch in dieſem Raum wälzten ſich vier Kranke in Fieberdelirien. Eine atemraubende Schwere hing in der Luft. Sie lag auf den ernſten Mienen der Ärzte, ſie brütete auf den Seelen derer, die hier ergeben ihres Loſes warteten.

Faſt geräuſchlos tat ſich die Tür auf. Ein junges Ding, das ihrer Stunde nahe war, trat, mehr geſchoben als aus freiem Willen über die Schwelle. Mit halb ſchüchternem, halb neugierigem Mienenſpiel muſterte ſie die neue Umgebung. Plötzlich, als ſie den Arzt im weißen Mantel und die Männer um ihn bemerkte, ſchrie ſie entſetzt auf und wollte entfliehen. Die Begleiterin ſuchte ſie mit Gewalt zurückzuhalten. Ein wüſtes Ringen entſtand zwiſchen beiden. Herzzerreißend tönten dazwiſchen die verzweifelnden Hilferufe des Mädchens: „Laßt mich hinaus, laßt mich hinaus! Ich will nicht in dieſe Mördergrube."

Dr. Semmelweis trat hinzu. Da warf ſich ihm das Mädchen zu Füßen, umklammerte ſeine Kniee und flehte unter jammerndem Schluchzen: „Gnade, Gnade! Laſſen Sie mich frei. Ich will nicht ſterben, ich bin noch ſo jung."

Erſchüttert, keines Wortes fähig, löſte er ihre Hände und verabſchiedete ſich mit kurzem Wink von den Herren.

Während man die Unglückliche zu beruhigen ſuchte, wandelte er langſam, geſenkten Hauptes, durch die Station zurück. Tief atmend blieb er ſtehen.

Noch in der Dunkelheit blitzte ihm aus allen Ecken die Ordnung entgegen, und jetzt, da wieder Stille eingetreten war, mochte man meinen, ein tiefer Frieden umfange alle, die ſich dieſer Stätte und ſeiner Fürſorge anvertrauten. Dennoch: Eine Froſtwelle überlief ihn — es kroch etwas Grauſames unter der glatten Oberfläche, eine ſtumme Angſt, Ahnung unverdienten Leides, das Wirken eines unerbittlichen Geſchicks. Uralte, ewige Geheimniſſe des Menſchengeſchlechts vom Werden und Vergehen ſtiegen empor aus dem Urgrund ihrer Unerforſchlichkeit und woben raunend ihre Schleier um die Häupter der jungen Mütter, ohne daß er es wehren konnte.

Ein zermalmendes Gefühl von Ohnmacht und Unglück erfaßte ihn. Er fühlte ſich aufs tiefſte verwandt mit all' den vom Leben Verfolgten, die hier vielleicht die ſchwerſten Stunden ihres Daſeins ergebungsvoll duldeten. All' ihr Leid trug er in ſeinem Herzen mit, und es war ihm, als müßten ſie das ſeine verſtehen.

An dem Lager des Mädchens, das, ſelbſt noch ein Kind, faſt zur Mörderin geworden war, machte ein innerer Zwang ſeine Schritte zögern. Das Mädchen drehte ihm den Rücken zu und zog die Bettdecke über den Kopf. Er beugte ſich zu der Trotzigen nieder und legte unter dem Linnen die Hand auf ihr Haar.

„Du arm's Haſcherl," ſagte er mitleidig, „wie muß es da drinnen in dir ausſchauen. Dank's dem Herrgott droben und der Jungfrau Maria, die auch weiß, wie einer armen Mutter zu Mute iſt! Für dein Kindl werden wir gut ſorgen. Und du mußt heraus aus der Goſſe. Wenn du brav biſt, ſoll kein Menſch dich mehr ausnützen und ſchänden. Dafür werd' ich ſorgen, wenn du gehſt — grad weil du jetzt ein kleines Menſchenkind haſt, das dir ganz und gar gehört mit ſeinen Händeln und Augeln und ſein'

Herz, denn du biſt doch mal die Mutter — weißt, was das bedeut'?"

Da umklammerte eine zarte Hand ſeine fleiſchige Hand, ein Mund bedeckte ſie mit heißen Küſſen und ſalzige Tränen floſſen über ſie hin.

In ſeinem kahlen Aſſiſtentenzimmer erwartete ihn der Ofenpeſter Landsmann Markuſovszky, der Student, mit dem er bis vor kurzem Zimmer und Tiſch geteilt hatte. Er hatte ein Lehrbuch der Geburtshilfe vorgenommen und las eifrig darin im Scheine des flackernden Lichts.

Semmelweis lachte grimmig auf. „Wirf den Schmarrn in die Ecke, Marko! Der Erfolg iſt: Sie ſchreien in Entſetzen vor dir auf und nennen dich Mörder."

Markuſovszky blickte einigermaßen erſtaunt den Erregten an.

„Du glaubſt's nicht? Hätteſt ſoeben das miterleben ſollen! Aber geh auf meine Klinik und ſchau dir's an: Ein Viertel aller meiner Wöchnerinnen fiebert und ſtirbt dahin, ohne daß du helfen kannſt, ja, ohne daß du den Grund nur ahnſt!"

Markuſovszky wälzte die Blätter des Buches. Semmelweis fiel ihm in den Arm.

„Weiß, was du ſagen willſt. Da ſteht alles drin, was die Hochwohlweiſen an Urſachen ſich ausgetiftelt haben von Miasma und Kontagium und Genius epidemicus bis zur Hyperinoſe und Todesfurcht. Keinen Hund lockſt du mit dieſen Argumenten hinterm Ofen hervor. Sind die kosmiſchen, telluriſchen, atmoſphäriſchen Einflüſſe drüben nicht genau dieſelben? Warum ſollen gerade meine Kranken eine andere Blutmiſchung haben als die Frauen der zweiten Abteilung? Oder Stauungsprozeſſe, oder Diätſchäden? Pflegen und behandeln wir ſie nicht ebenſo und beſſer? Wie ein Ertrinkender klammere ich mich an jeden Strohhalm und ahme alles faſt kindiſch nach, was ſie dort machen, ſelbſt die Lage bei der Entbindung —."

Er faßte den Freund an den Schultern und ſchüttelte ihn.

„Erkläre mir: Wie kommts, daß die Mädchen, die auf der Gaſſe von der Geburt überraſcht werden, die noch zu Fuß den Leidensweg nach der Klinik zurücklegen müſſen —, daß ſie fieberfrei bleiben, während wir — — gib Antwort, Menſch!“

Markuſovszky wollte erwidern. Er ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Du kannſt es nicht erklären. Nein, alles iſt unerklärt, alles in Frage geſtellt, alles zweifelhaft, nur die große Anzahl der Toten iſt eine unzweifelhafte Wirklichkeit. Die Seele blutet einem. Schau ſie dir an, wie ſie geduldig leiden und trotz allem auf dich hoffen. Man kann vor Elend des Nachts nicht ſchlafen, man grämt ſich das Herz ab und zergrübelt ſich das Hirn. Mörder, Mörder!“

Er warf ſich mit den Armen gegen die Wand und drückte die Stirn darauf. In einem Anfall wilder Verzweiflung wurde der ganze maſſige Körper geſchüttelt von einer Erregung, die der Freund nie beobachtet hatte und die ihn, ohne daß er ſich Rechenſchaft geben konnte, mit Grauen erfüllte.

„Sei ruhig, Bruder,“ ſagte er und legte dem Tobenden begütigend die Hand auf die Schulter, „du biſt unſchuldig und rein, du tuſt deine Pflicht.“

Semmelweis drehte ſich um. Noch zuckte ſein Geſicht. Aber in ſeiner Stimme prägte ſich wehmütige Faſſung aus.

„Haſt recht. Das iſt der einzige Troſt. Im übrigen — wie ſagt der große Deutſche Goethe? —

Ihr durchſtudiert die groß' und kleine Welt,
Um es am Ende geh'n zu laſſen,
Wie's Gott gefällt.

Ach, Marko, das iſt eine Erkenntnis, die das Leben nicht beneidenswert macht.“

„Nein“, ſagte der andere. „Das iſt nicht deine Art,

Semmelweis. Du läßt es nicht gehen. Du wirst weiter forschen, aber erst mußt du wieder Vertrauen zu dir selbst fassen."

Semmelweis blickte ihn aus der Tiefe seiner gutmütigen Augen an, daß ihm weh wurde bei der Größe dieses Leids: „Hast du einmal in einer Stunde so ganz hoffnungslos gestanden — so, daß dir kein Stern mehr leuchtete, daß du dir überflüssig vorkamst in der Welt?"

An Stelle einer Antwort holte ihm der Freund Mantel und Hut.

„Wir wollen an die frische Luft gehen. Der Abend ist kühl. Das ist gut für deine Stimmung. Und darauf trinken wir in der ‚Rose' einen Wein. Es gibt einen guten Vößlauer Anstich. Ich werde auf der Station Bescheid sagen."

Semmelweis hielt ihn zurück: „Warte, bis ich soweit bin, wir gehen zusammen."

Als er, fertig zum Aufbruch, sich über das Lämpchen beugte, es auszulöschen, richtete er sich noch einmal auf. Seine Augen leuchteten vor innerer Wahrheit.

„Ich sage dir, es ist Wahn, was sie schreiben, nichts als haltlose Theorie. Es handelt sich um keine epidemische Krankheit. Alle meine Fälle sind endemischen Ursprungs. Aber welcher Art? Wo steckt der Erreger? *Das* ist die Frage, Marko. Und die müssen wir lösen. Wir *müssen*, Marko!"

2.

Frühmorgens. Noch lagerte ein fahles Halbdunkel über der Erde. Es war empfindlich kalt. In einem kleinen Hof im hintersten Winkel der vielfältigen Anlagen, die das Allgemeine Krankenhaus bildeten, gingen fröstelnd und sich die Hände reibend drei Studenten auf und ab.

Es ſchlug ſieben Uhr, und ziemlich mit dem letzten Glockenſchlag erſchien Dr. Semmelweis auf der Schwelle des den Hof auf der einen Seite begrenzenden Gebäudes.

„Grüß Gott, meine Herren“, ſagte er. „Recht, daß Sie ſo eifrig ſind! Im Leichenhauſe allein ruht die Wahrheit. Alles andere iſt im beſten Falle Wahrſcheinlichkeit. Das werden Sie erſt ſpäter ganz einſehen, je tiefer Sie in die Medizin einzudringen verſuchen.“

Er gähnte gemütlich und reckte ſich.

„Ah,“ ſagte er entſchuldigend, „was wäre dies elende Leben wert, wenn der Herrgott einem nicht manchmal ein Glas Wein und eine fröhliche Geſellſchaft ſchenkte!“

Sie ſchritten auf das Häuschen an der Mauer zu. Kameradſchaftlich ſchlang er ſeinen Arm um die Schultern des einen. „Kommen diesmal das erſte Semeſter nach Wien? Wo ſind Sie eigentlich her?“

Der Student nannte den Namen einer Stadt.

„Da ſind wir ja Landsleute,“ ſagte er erfreut, „ich bin auch Ungar.“ Er wies auf das armſelige, barackenartige Häuschen vor ihnen. „Haben ſich dieſe Stätte der Forſchung wohl anders vorgeſtellt? Sieht freilich nicht aus wie ein K. und K. Univerſitäts-Inſtitut. Tut nichts. Von da aus ſtrömt Licht über die ganze Welt. Ja, wenn das Krankenhaus eine Kaſerne wäre! Gott ſei Dank, die Wiſſenſchaft ringt ſich durch auch ohne die hohen Herren, oft ſogar gegen ſie.“

Sie traten in den erſten der beiden kahlen Räume, ausgeſtattet im weſentlichen nur mit zwei länglichen, den Obduktionen dienenden Tiſchen, und begaben ſich in den zweiten, kleineren. Sie zogen die Röcke aus. Semmelweis band ſich eine Lederſchürze vor.

„Wir wollen zuerſt das Neugeborene anſehen, nachher die Frau.“

Im Zwielicht ſuchten ſie nebenan in der Leichenkammer unter der Zahl der auf der Pritſche liegenden Toten das Kind heraus und legten es auf.

Während Semmelweis die Brusthöhle öffnete, gab er seinen Schülern die nötigen Erklärungen: „Dies Kind ist drei Wochen alt. Die Mutter ist an Kindbettfieber gestorben. Sie wissen, auch die Kinder dieser Mütter gehen in auffallendem Prozentsatz unter fieberhaften Erscheinungen ein. Wir können nur die Tatsache feststellen, Erkrankung und Grund sind völlig ungeklärt —."

Josef, der alte Leichendiener des anatomisch-pathologischen Instituts, schlurrte herein. Die Vier hatten die Köpfe über einem herausgenommenen Organ zusammengesteckt und bemerkten ihn nicht.

„Jesses-Maria!" rief er aus, „jetzt fangt der Herr Dr. Semmelweis schon in der mitternächtlichen Stunde zu sezieren an. Der Herr Dr. Breit war doch auch ein fleißiger Herr —."

Semmelweis lachte: „Herr Dr. Breit wird bald wieder hier fleißig sein. Aber jetzt heizen Sie erst den Ofen an, es ist erbärmlich kalt."

Josef war neugierig geworden. „Was der Herr Doktor sagen! Dr. Breit kommt wieder? Und Herr Doktor gehen fort?" Er warf ein Scheit Holz in die prasselnde Flamme.

„Ja, vielleicht — leider — —."

Josef machte sich an sein Tagewerk und schleppte eine Leiche herbei, um sie vorn für den Professor aufzulegen.

„Was ich sagen wollte, Herr Doktor," fiel ihm im Vorübergehen ein, „um neun Uhr ist von Herrn Professor Kolletschka eine gerichtliche Sektion in diesem Zimmer angesagt."

„Weiß, weiß," bestätigt der Doktor, „deshalb sind wir ja so zeitig hier."

Es schlug acht Uhr. Allmählich hatte sich eine ganze Anzahl von Studenten eingestellt. Ein lebhafter geistiger Austausch setzte ein. Man schaute, suchte, fragte, antwortete. Auch im vorderen Zimmer war Leben eingekehrt. Man hörte durch die angelegte Tür, zuweilen unterbrochen

von Geräuſchen, den eintönigen Stimmfall von Profeſſor Rokitansky.

Die Sonne ſchien in das Zimmerchen, der Ofen ſtrahlte behagliche Wärme aus. Über den Geſichtern der Menſchen war der Hauch frohen geiſtigen Schaffens, der Eifer des Forſchens ausgegoſſen, der auch ihr Inneres behaglich durchwärmte.

Semmelweis war im Begriff, das Herz der verſtorbenen Frau zu öffnen. Als er die Herzklappen freilegte, ſtutzte er. Er nahm das kindliche Herz und verglich beide.

„Da, ſehen Sie, meine Herren! Dieſe Rauhigkeit, dieſe Auflagerungen — iſt dieſe Gleichmäßigkeit des Befundes nicht in die Augen ſpringend? Noch nie iſt mir das ſo zum Bewußtſein gekommen —."

Er verglich die andern Organe.

„Und hier — dieſe Entzündungen, die Ausſchwitzungen, vor allem die Aderverſtopfungen, die Sie an beiden Leichen finden: Das iſt doch der Ausdruck desſelben Prozeſſes, eine völlige Gleichheit. Es iſt ganz klar: Auch das Kind hat an Kindbettfieber gelitten!"

Wie eine Erleuchtung war es über ihn gekommen. Er konnte ſich in Eifer und Begeiſterung nicht genugtun, immer wieder zu vergleichen, die Organe bis in die einzelnen Gewebe zu zerkleinern, zu zeigen, zu belehren, zu beweiſen.

Der Famulus machte ihn auf die vorgeſchrittene Zeit aufmerkſam.

In heiliger Verzweiflung reckte er die Arme. „Nur noch eine halbe Stunde für die geburtshilflichen Übungen!"

Dann aber, als er an den Leichen den Schülern die Lage von Mutter und Kind und ihre Löſung auseinanderſetzte, wurde er warm. Der Künſtler brach im Arzt durch, ſein Herz ſchäumte über.

„Die Geburtshilfe, meine Herren, iſt *der* Zweig der Medizin, der ihre höchſte Aufgabe, die Rettung des

Menſchenlebens, in zahlreichen Fällen am augenſcheinlichſten lehrt."

Er leitete die Finger eines Ungeſchickten, daß ſpielend die Entwicklung des kindlichen Körpers gelang.

„Sie ſehen an dieſem Falle: Mutter und Kind wären bei dieſer Kindslage dem ſicheren Tode verfallen, wenn die Geburt der Natur überlaſſen bliebe, während die geſchickte Hand des Geburtshelfers durch faſt ſchmerzloſe, kaum einige Minuten in Anſpruch nehmende Handgriffe beide rettet."

Und nun bewies er die Wahrheit ſeiner Worte an immer neuen Beiſpielen, begründete ſein Handeln in hundert Fragen und Antworten an die Hörerſchaft und merkte nicht, wie hinter ihm leiſe ein Mann ins Zimmer trat und, aufs Höchſte angeregt, ſeinen Ausführungen folgte. Bis er, einer ſeeliſchen Auswirkung folgend, ſich umwandte.

„Ach, Herr Profeſſor Kolletſchka, wir bitten um Verzeihung, daß wir in Ihr Reich eingedrungen ſind."

Profeſſor Kolletſchka wehrte in ſeiner feinen Weiſe ab: „Unglaublich Ihre Arbeitskraft, Herr Kollege, um drei Uhr in der Früh ſaßen wir noch zuſammen im ‚Erzherzog Johann', und nicht ganz trocken —."

„Ih," gab Semmelweis ſeiner Meinung Ausdruck, „viel trinken kann auch ein Kamel, und viel arbeiten kann jeder Eſel, aber viel trinken und dabei arbeiten —."

„Daran erkennt man Dr. Semmelweis," ergänzte unter allgemeiner Heiterkeit der Profeſſor und neigte ſich den Studenten zu: „Meine Herren, ſeien Sie dankbar, daß Sie Gelegenheit haben, einen ſolchen Kurs zu hören. Wenn ich Ihnen raten kann —."

„Und wenn ich Ihnen raten kann," unterbrach ihn Semmelweis, „ſo hören Sie ein Kolleg über gerichtliche Medizin bei Herrn Profeſſor Kolletſchka. Etwas Klareres und Glänzenderes im Vortrag dürften Sie ſchwerlich hören."

Alle lachten, und die beiden lachten herzhaft mit, der Professor ein wenig geschmeichelt, denn der kluge, immer liebenswürdige Mann, der sich seiner Fähigkeiten wohl bewußt war, hörte es gern, wenn sie öffentlich anerkannt wurden.

Die Studenten wurden entlassen. In dem kleinen Waschbecken wuschen sich ein Dutzend Händepaare, bis der Inhalt einem blutigen Tümpel glich, an dem einen Handtuch trocknete sich ein Dutzend halbgereinigte Händepaare.

Semmelweis machte den Professor mit den heute gewonnenen Präparaten und seinen Schlußfolgerungen bekannt. Während er nach Wasser und Handtuch griff, kam Kolletschka wie von ungefähr auf den gestrigen Abend zu sprechen.

„Ist es wirklich Tatsache, Herr Kollege, was Sie erzählten — Sie wissen, ich nehme Anteil an Ihrer Zukunft: daß Sie Ihrem Vorgänger Dr. Breit weichen müssen?"

Semmelweis nickte. „Ja. Ihm ist auf Antrag die Stellung für zwei Jahre verlängert worden. Da bleibt mir halt nichts übrig als zu gehen."

Der andere sah ihn ungläubig an: „Aber Sie sind doch schon einige Monate ordentlicher, fest angestellter Assistenzarzt. Wehren Sie sich dagegen nicht?"

„Aah — nein!" Semmelweis sprach es breit, gedehnt, mit lächelnden Lippen. „Wissen Sie, Herr Professor, Streit und Polemik liegen meinem Naturell vollständig fern. Was soll ich mir das Leben verbittern?"

„Grüß Gott, meine Herren", sagte da plötzlich eine freundliche, selbstbewußte Stimme. Sie gehörte einem Mann an in gewähltem, blauem Leibrock, von gedrungener Gestalt. Der Hals steckte mit dem leicht sich wölbendem Unterkinn tief in der seidenen Krawatte. Aber in dem fleischigen Gesicht mit den vollen, geschlossenen Lippen funkelten unter großen Brillengläsern zwei zielsichere,

luſtige Äuglein, ſchoſſen wie Adler hin und her und hielten feſt, was ihnen erfaſſenswert ſchien.

„Grüß Gott, Herr Profeſſor Skoda!“

Skoda ſtrich mit der fein gepflegten Hand das lang wallende Künſtlerhaar hinter die Ohren zurück. Er begrüßte ſehr herzlich Kolletſchka, mit dem er vor Jahren die Arbeit über Herzbeutelentzündung geſchrieben hatte, und nickte Semmelweis, der noch immer nach einem ſauberen Fleckchen am Handtuch ſuchte, freundſchaftlich zu.

„Was Intereſſantes, meine Herren?“

„Freilich,“ antwortete Kolletſchka, „wiſſen Sie ſchon, daß Semmelweis uns verläßt? Sein Vorgänger kommt wieder.“

Skoda heftete ſeine blitzenden Äuglein auf Semmelweis.

„Das iſt zum mindeſten eigentümlich. Wohin wollen Sie gehen?“

Semmelweis zuckte die Achſeln. „Wahrſcheinlich nach England, nach Dublin — mir die dortigen Gebärhäuſer anzuſehen. Sie haben dort gute Erfolge in der Bekämpfung des Kindbettfiebers. Das intereſſiert mich. Aber erſt muß ich engliſch lernen. Das wird wohl einige Wochen in Anſpruch nehmen.“

An Stelle einer Antwort riß Skoda die Tür zum vorderen Sektionszimmer weit auf und rief: „Rokitansky!“

Der Raum war bis in die letzte Ecke mit Menſchen gefüllt. Der Ruf Profeſſor Skodas wirkte wie ein Schlag in einen Ameiſenhaufen. Die Männer, die über die Schultern der Vordermänner hinweg etwas davon zu erſpähen ſich mühten, was es vorn auf dem Sektionstiſch zu ſehen gab, fuhren auf aus ihrer Spannung. Es waren Männer meiſt in reiferen Jahren, dem Ausſehen nach den verſchiedenſten Raſſen angehörend, die hierher gepilgert waren, um an der Quelle die neuen Erkenntniſſe und Lehren zu ſchöpfen, die ſich an den Namen Rokitansky knüpften.

In der Tat: Hier waren Dinge zu ſehen, die man allerorts in der mediziniſchen Wiſſenſchaft vergeblich ſuchte. Aus den Ergebniſſen zehntauſender von Sektionen wurde hier durch ſcharfſinnige Beobachtung der Tatſachen mit eiſerner Logik in den Schlüſſen auf Grund außergewöhnlicher Anfühlung an anatomiſche Vorgänge ein Bau aufgeführt, vor dem die bisherigen, auf philoſophiſchen Gedankenreihen, auf Theorie und Myſtik beruhenden Luftſchlöſſer in den Boden ſanken.

Was Skoda durch die von ihm ſyſtematiſch durchgeführte Anwendung von Hammer und Hörrohr und die dadurch gewonnenen phyſikaliſchen Zeichen am lebenden Menſchen geſchaffen hatte: Die ſachliche, ſichere Feſtſtellung der krankhaften Veränderung, das krönte hier, in dieſem ſeinem Reiche, Rokitanskys Genie, indem er in wahrhaft ſchöpferiſcher Weiſe an der Leiche rückwärtsſchließend den Prozeß des Krankwerdens zu offenbaren verſuchte.

Ein friſcher, hoffnungsfroher, tauſend Kräfte beſchwingender Morgenwind durchwehte das Gebiet der geſamten Heilkunde. Es waren völlig neue, umwälzende Ideen, die von dieſen Leuchten der Wiener Fakultät verkündet wurden und zu einer den Erdball umſpannenden Lehre ſich allmählich ausbreiteten. Aus allen Ländern ſtrömten ſie nach Wien, zu hören und zu lernen von den Aufſehen erregenden Forſchungen. So wurde gerade dieſe kahle, kalte, armſelige Stätte, an der man dem Tod ſeine Ernte abrang, zu einem blühenden Garten der Wiſſenſchaft, an deſſen Früchten die ganze kultivierte Welt teilnahm. —

Rokitansky beugte ſich, als ihn der Ruf Skodas traf, gerade über einen der Bauchhöhle entnommenen Gewebsteil und war dabei, mit Pinzette und Scherchen die Lymphgänge einer Drüſe zu ſpalten. Die Blicke ſchoſſen wie Blitze lebhaft durch die Brillengläſer auf das Präparat und leuchteten, je mehr ſich ihm das Gewebe ent-

hüllte. Wie Wetterleuchten auch lief es über die hohe Stirn und das gelichtete Vorderhaupt. Dabei floſſen aus dem wenig bewegten, mürriſchen Mund die Sätze des Sektionsbefundes immer im gleichmäßigen Tonfall, langſam und karg, dennoch von einer Klarheit des Inhalts, von einer Knappheit und Trefſicherheit des Ausdrucks, die jedes ſeiner Protokolle zu einem glänzenden perſönlichen Beweisſtück machten.

„Rokitansky!“

Sichtlich unangenehm berührt wandte er den Kopf, während die Hände regungslos verharrten. Alles ſprühende Leben in dieſem Geſicht war plötzlich wie fortgeblaſen. Verſchloſſen und verdroſſen muſterten die müden Augen den Störenfried, und über dem kurzgeſchnittenen, runden Vollbart hoben ſich unwillig die ſchmalen, nackten Lippen und das ausraſierte Kinn — ein kluger, verbiſſener Dorfkantor, der mit leichter Ergebung in ſein Los nur falſche Töne um ſich hört.

„Rokitansky! Wiſſen Sie was Neues? Dr. Semmelweis verläßt uns.“

„Die beſten verlaſſen uns. Heute ſchon?“

Semmelweis trat vor. „Es dauert noch ein paar Wochen. Ich hoffe, Herr Profeſſor, Sie geſtatten mir, daß ich in der Zwiſchenzeit ab und zu im Inſtitut arbeite.“

Über Rokitanskys Geſicht flog ein Schein, ganz kurz, etwa wie wenn im März über braches Ackerland die Frühlingsſonne huſcht. Ein Schein ſehr ehrlicher Herzlichkeit und Güte.

„Ich werde mich jederzeit freuen, einen ſo fleißigen Menſchen wie Sie bei uns zu ſehen.“ Augen und Geiſt waren bereits wieder bei ſeiner Aufgabe. Da winkte er noch einmal mit dem Haupte. „Sie ſind mir jederzeit angenehm, Herr Kollege!“ Und ſchon bohrte ſich ſein Blick in das vor ihm liegende Rätſel, präparierend und ſinnend zugleich enthüllten ſich ihm Verborgenheiten, von denen die Umſtehenden nichts ahnten, während er mit

ſpröden Lippen langſam und doch klar und knapp Wort für Wort das Protokoll diktierte.

Skoda und Semmelweis blinzelten einander zu. Beim Abſchied an der Tür lachte Skoda: „Das war die längſte Privatrede, die er je gehalten hat! Bilden Sie ſich was drauf ein, Herr Kollege!“

„Tue ich auch“, lachte Semmelweis und eilte auf ſeine Abteilung.

Dort warteten bereits die Praktikanten der Klinik auf ihn, zum größten Teil dieſelben Studenten, mit denen er ſoeben im Leichenhaus gearbeitet hatte.

Es gab viel zu ſchaffen. In einer Stunde, bis zum Eintreffen des Profeſſors, mußten alle Unterſuchungen beendet, alle Anordnungen für den Tag getroffen ſein. Aber es war eine frohe Arbeit: Die Sonne ſchien, ihr Abglanz heftete ſich auf die Geſichter der Menſchen. So regten ſich überall in Friſche die Hände und die Geiſter.

Punkt zehn Uhr war man zum Empfang des Profeſſors bereit. Nirgends mehr merkte man ein Zeichen der geweſenen Haſt. Kein Fältchen zeigte ſich an den Linnen, in ſchneeweißer Sauberkeit erſtrahlte die Bettwäſche. Erwartungsvoll wie große Kinder lagen die Pfleglinge, die jungen Mütter neben ſich im Bett oder in den Geſtellen ihre Neugeborenen.

Endlich tat ſich die Tür auf. In ſelbſtbewußter Würde, nur begleitet von der alten, im Dienſt ergrauten Oberhebeamme, trat Profeſſor Klein, der Direktor der Gebäranſtalt, ins Zimmer, ganz einſame, überragende Größe. Er ſah kaum den Troß der Studenten, der ihn mit ehrfurchtsvoller Verbeugung begrüßte.

Dr. Semmelweis erſtattete Bericht. Er nahm ihn an nur halb hinhörend, wie einer, der erhaben über den Verhältniſſen ſteht. Sie ſchritten die Reihen der Betten entlang, in ſtreng abgegrenzter Ordnung: Zuerſt der Profeſſor mit ſeinem Aſſiſtenten, dann die Oberhebeamme, dahinter die Wärterinnen und dahinter die Praktikanten.

An den Betten, die Dr. Semmelweis bezeichnete, machte man Halt. Der Professor untersuchte — nicht rücksichtslos, doch mit der unverhüllten Überlegenheit des Unfehlbaren. Es waren nur Organe, die er behandelte, nicht der leidende oder hilfsbedürftige Mensch. Der hob vergeblich die ängstlichen, bittenden Augen zu ihm empor.

Immerhin, sie fanden Hilfe: An dem beruhigenden Lächeln von Dr. Semmelweis, und alle Angst klammerte sich an seine Hand, die er willig den Furchtsamen überließ.

Hatte aber eine dieser Frauen den Mut, sich mit einer Frage oder einer Bitte an den Professor zu wenden, so fand sie gütigst Gewährung, selbstlose Unterstützung, und es war nicht bloß die gestreichelte, nach Volkstümlichkeit haschende Eitelkeit des berühmten Mannes, die sich darin offenbarte, sondern angeborene und durch den Beruf ausgebildete Gutmütigkeit.

So spielte sich die große Handlung Tag für Tag, jahraus, jahrein in gleicher Weise ab, und sie brachte gerade durch die Äußerlichkeit der Formen den einfältigen Seelen, denen sie galt, jedesmal die Gehobenheit innerer Erregung, jenen seelischen Anreiz, den das Außergewöhnliche oder was dem Menschen als solches erscheint, verleiht.

Heute zögerte der Professor am Ausgang ein wenig, dem Fernstehenden kaum bemerkbar. Semmelweis gab den Begleitern einen heimlichen Wink, sich zu entfernen. Auf seinem Gesicht spiegelte sich die Erwartung.

„Ich wollte Ihnen noch mitteilen, daß Dr. Breit schon am zwanzigsten wieder eintrifft. Er hat mir gestern geschrieben. Es ist Ihnen doch recht, wenn Sie ihm an diesem Tage die Station übergeben?“

Nicht einmal bis zum Monatsersten könnt ihr warten, bis ihr mich hinauswerft, dachte Semmelweis. Sein Gleichmut gegen alle Anfeindungen des Schicksals ließ kaum eine Bitterkeit aufkommen.

Er machte eine zustimmende Verbeugung.

„Ich gebe mich der sicheren Erwartung hin, Herr Pro-

feſſor, daß ich wieder in die Stelle eintrete, ſobald Dr. Breit ſie aufgibt."

„Ich werde Sie gern in erſter Linie vormerken", ſagte Profeſſor Klein höflich gemeſſen.

Nun wallte es in ihm empor. Sah denn dieſer Mann nicht, wie er ſich abhetzte! Von der Station auf den Gebärſaal, vom Gebärſaal ins Leichenhaus, und ſo ohne Unterlaß! Sah er nicht, was er in den vier Monaten aus der Abteilung gemacht hatte, wie die Frauen an ihm hingen? Sah er nicht die Stationsbücher und die Krankengeſchichten — Muſter von Ordnung und ärztlichem Fleiß?

Schon hatte er eine ſcharfe Antwort auf der Zunge. Er verſchluckte ſie. Wozu unnützer Streit? Durchhalten, feſt aufs Ziel gehen! Ja, das war ſeine Stärke: Durchhalten, ſich nicht brechen laſſen! — —

Die Sonne überſchüttete ſein Aſſiſtentenzimmer mit Gold. Jeder Gegenſtand ſprach ſeine lebendige Sprache mit ihm: Das einfache Feldbett, das ihn monatelang zu ſo oft unterbrochener Ruhe aufgenommen hatte, die harten Stühle, der Schreibtiſch mit der kleinen mediziniſchen Bibliothek. Er war doch mehr mit dieſem Raum verwachſen, als er ſelber geglaubt hatte. Wie viel frohe Stunden hatte er hier verlebt und noch mehr — wieviel ſchwere Stunden! Das war es, das Leid, das ihn ſo feſt mit dieſen Räumen, mit dieſem Hauſe verband.

Aufreibende Stunden grübelnder Arbeit, ſchüchterne Hoffnung, Enttäuſchung immer und immer wieder, aufbäumende Verzweiflung und totenſtille Hoffnungsloſigkeit, das war der Kreis geweſen, in dem ſich ſein Leben rundete, ſeitdem dieſe Mauern ihn aufgenommen hatten. War er nicht unglücklicher als jene Unglücklichen, die auf ihn ihre Hoffnung bauten? Trug er nicht ſein Leid und das ihre? War er nicht hilfloſer als ſie? Denn er hatte keine Hilfe für ſie und ſich ſelber.

Ach ja — Arzt ſein heißt Leidträger ſein!

Und ohne daß er wollte, waren ſeine Gedanken auf

der Abteilung bei den beiden nebeneinander liegenden Mädchen im zweiten Zimmer: Ob nicht doch vielleicht die Temperatursteigerung auf irgend eine leichte organische Störung zurückzuführen sei? Jene zerrissene Stimmung, die ihn seit Wochen zermürbte und die sich zusammensetzte aus Bangigkeit, Hoffnung, heißer Sehnsucht zu helfen, Mitleid und zähem Willen zum Widerstand, nahm, wie so oft, Besitz von ihm. Am liebsten hätte er alle Stunden selbst das Fieber gemessen! Die Verzagtheit siegte. Morgen saß er hier wie heute, bloß mit der Gewißheit: Keine Hoffnung!

In diesem Augenblick bäumte sich etwas in ihm auf. War es Trotz, Selbstbewußtsein, Selbsterhaltungstrieb? Nein — nicht unterliegen! Freiwerden!

Seelisch gesunden! Irgendwohin entfliehen, wo man nichts sah und hörte von dem Jammer dieser Erlebnisse, wo man Mensch war unter Menschen!

Schon brach der Lebensmut durch und damit die Freude an der Welt und an ihren Schönheiten. Irgend etwas Feines, Köstliches, froh Machendes rührte an die Saiten seines Innern — die unbewußte Erinnerung an den Zauber eines Bergwaldes, das Brausen des Meeres, einen Akkord, das Leuchten eines Bildes? Er wußte es selber nicht.

Aber unwillkürlich floß es über seine Lippen: Italien!

Da klopfte jemand heftig an die Tür.

„Herr Doktor möchten sofort, möglichst schnell in den Gebärsaal kommen. Es ist Gefahr!“

Eilig zog er den Arztmantel an und verließ das Zimmer.

3.

Dr. Semmelweis wohnte wieder in der Alserstraße als „Chambre-Garniſt". Ein neuer Abſchnitt ſeines Lebens lag vor ihm.

Um dieſe Zeit traf ihn ein ſchwerer Schlag, nicht unvorbereitet, dennoch überraſchend. Vor zwei Jahren war die Mutter geſtorben. Nun folgte ihr der Vater in die Ewigkeit. Er war ein ehrſamer Kleinkaufmann in Ofenpeſt geweſen und hatte den Kindern nie die Mutter erſetzen können. Immerhin war das Elternhaus die Stätte geblieben, an der ſie ſich ab und zu trafen, ſich im Familienkreiſe ihrer Zuſammengehörigkeit bewußt blieben. Man hatte gegenſeitig teilgenommen an Sorgen und Freuden, war erhoben, geſtärkt, ermutigt voneinander geſchieden. Sobald das Elternhaus ſeine Tore ſchließt, ſteht der Menſch allein.

Das wußte und empfand Semmelweis. Er war Mannsgenug, ſich ſelbſtändig, aus eigener Kraft ſeinen Weg zu bahnen. Auch das wußte er. Aber es fehlte von jetzt ab die Stätte, wo die Seele vor der Welt Zuflucht ſuchen, wo ſie ſich einlullen durfte in Erinnerungen an Kindheit und Elternliebe.

Ernſt und feſt, doch bewegten Herzens zog er in ſeinem Innern den Trennungsſtrich zwiſchen Vergangenheit und Zukunft.

Ein kleines Vermögen fiel ihm als Erbſchaft zu. Das war eine ſtarke Stütze gerade in dieſen Tagen. Es ſchützte ihn vor zermürbenden Sorgen, es ſchützte ihn beſonders vor dem Zwange irgendeiner lähmenden Fronarbeit, die alle ſeine Pläne hätte zunichte machen können. So durfte er mit allem Eifer an die Vorbereitungen zu der Reiſe nach England gehen.

Der Unterricht in der englischen Sprache nahm guten Fortgang. Ein „gehorsamstes“ Gesuch an das Dekanat der medizinischen Fakultät um Gewährung eines Kostenbeitrags zu der Reise wurde eingereicht und nach Ablauf der üblichen Wartezeit bewilligt.

Italien freilich, das ersehnte, versank im Dämmerlicht weiter Ferne. Dafür lockte das Meer, lockten die große Insel und die Menschen, deren Heimat die Welt war. Der Nebel kleinlicher Not, der über dem Österreich Metternichs und dem eigenen Dasein bisher gedrückt hatte, wich dem Ausblick auf die leuchtende Sonne der Freiheit, die ihm in den sozialen und wissenschaftlichen Einrichtungen Englands, im Schauen und Schaffen winkte.

Welche Großzügigkeit herrschte dort in der Ausstattung der Universitäten, der öffentlichen Krankenanstalten und damit auch der Gebärhäuser! Da gab es kein kleinliches Sparen, kein widerwärtiges Feilschen um Mittel zum Betrieb. Wunderdinge hörte man über die dort herrschende Reinlichkeit, den Überfluß an Wäsche. Bei jedem Fall von Kindbettfieber wurde die ganze Station geschlossen, die beteiligten Ärzte zogen sich auf Wochen von ihrer Tätigkeit zurück — eine Radikalkur, die sich allerdings in Österreich bei den traurigen wirtschaftlichen Verhältnissen nicht hätte durchführen lassen. Aber die Engländer hatten erreicht, was sie bestrebten: Das Kindbettfieber war bei ihnen so gut wie überwunden.

Und, was seiner Ehrlichkeit am meisten zusagte: Alle Phrasen, alle mystischen Erklärungen über das Kindbettfieber, die sonstwo die Gemüter einschläferten, waren dort abgetan. Sie glaubten an die Kontagiosität: an die Übertragung des Kindbettfiebers durch alle möglichen ansteckenden Krankheiten, in erster Linie durch Wundrose und Typhus. Sie glaubten an die Übertragbarkeit nicht bloß auf Wöchnerinnen, sondern auch von diesen auf andere gesunde Menschen und belegten diese ihre Grundsätze in zahlreichen Veröffentlichungen.

Er konnte ſich dem Gewicht dieſer Überzeugungstreue nicht verſchließen, auch wenn er die Gründe nicht anzuerkennen imſtande war. Nein — niemals hatte er im Leichenhauſe die anatomiſchen Erſcheinungen des Typhus bei an Kindbettfieber verſtorbenen Frauen gefunden. Nein — Kindbettfieber ſchaffte eine ganz andere Art krankhafter Veränderungen im Körper!

Nun, über dieſe Fragen mußten die Forſchungen an Ort und Stelle Aufſchluß geben. Heute galt es, noch mitzunehmen, was das mediziniſche Wien, insbeſondere Rokitansky, bot. Stundenlang arbeitete er jeden Vormittag im Leichenhauſe oder folgte den Arbeiten dort, und Rokitansky, der ſchweigſame, immer leicht verdroſſene, wurde freundlich, wenn er ihn ſah, und hielt ihm beim Diktieren des Protokolls wie unabſichtlich die Präparate hin. Mit Dr. Lautner, dem Aſſiſtenten, führte er die kliniſchen Sektionen und die aus der geburtshilflichen Abteilung aus, zumal ſein Nachfolger Dr. Breit ſich faſt gar nicht mit anatomiſch-pathologiſchen Studien befaßte. Und Kolletſchka, der liebenswürdige ältere Freund, zog ihn zu allen gerichtlichen Öffnungen hinzu, die irgendwie wertvollere Ergebniſſe verſprachen. Es war reiche mediziniſche Ausbeute, die er aus dieſen Tagen heimtrug.

Nur eines war ihm unerklärlich und erfüllte ihn, wie ſo oft, mit ſelbſtquäleriſchen Vorwürfen: Die Tatſache, daß die Zahl der Toten ſeit ſeinem Ausſcheiden aus ſeiner früheren Abteilung dauernd, im letzten Monat bis auf den vierten Teil der früheren Ziffer abnahm. Es war eine beachtenswerte Anordnung von der Behörde inzwiſchen erlaſſen worden: Die Zahl der Praktikanten war auf die Hälfte, etwa zwanzig, verringert, jede nicht unabweisbare notwendige Unterſuchung der Frauen unterſagt worden. Aber hatte er das nicht längſt ſo gehalten, ohne daß eine hohe vorgeſetzte Behörde es vorgeſchrieben hätte? Wo lag der Fehler, wo lag die Schuld?

Da trat in dieſen Wochen eines naßkalten Februars

ein Ereignis ein, das alle Sorgen und Selbstanklagen vorläufig versinken ließ. Dr. Breit hatte, zunächst vertraulich, die Anfrage erhalten, ob er die erledigte Professur für Geburtshilfe in Tübingen übernehmen wolle und hatte sich dazu bereit erklärt. Damit erwuchsen ihm die erste Anwartschaft auf sein früheres Amt und abermals veränderte Aussichten für die Zukunft. Die englischen Pläne wurden zurückgestellt. Noch folgten weitere Wochen peinlicher Ungewißheit, es folgten Rücksprachen mit Professor Klein und die Formalitäten, die mit der Bewerbung verbunden waren. Endlich, Anfang März, war es unwiderruflich: Dr. Breit schied von Wien und aus der Klinik vor Ablauf des Monats, und er wurde zum zweiten Mal Breits Nachfolger. — Wieder sollte er in die alten vertrauten Räume einziehen, die so viel Freude und noch viel mehr Leid für ihn bargen.

Als Markusovszky zu ihm eilte, ihm Glück zu wünschen, traf er einen ernsten, bedrückten Mann.

„Sieht so ein vom Schicksal Begünstigter aus?"

Semmelweis winkte müde ab. „Ich fürchte, ich trage die Last nicht mehr. Jetzt erst spüre ich die Rückwirkung der Erlebnisse in der Klinik. Sie haben mir Geist und Gemüt übel affiziert."

Markusovszky, der ruhige, kannte den Freund.

„Dir fehlt eines: Erholung. Du mußt ausspannen. Vierzehn Tage hast du noch Zeit bis zur Übernahme. Keine Stunde darfst du verlieren. Fort aus Wien, irgendwohin, wo Geist und Gemüt sich aufheitern können an Natur und Kunst —."

Da nickte Semmelweis.

„Italien", sagte er.

„Venedig!" fügte Markusovszky hinzu.

Und so geschah es. Ohne Verzug wurden die Vorbereitungen zur Abreise getroffen. Zwei Bekannte fanden sich in schnellem Entschluß bereit mitzufahren. Zu dritt

gings hinein in den ſonnigen Vorfrühlingsmorgen, gen Trieſt und weiter der Stätte der Sehnſucht zu.

Das waren herrliche Tage! Faul in den Sand des Lido geſtreckt, ließen ſie ſich die Sonne über den Kopf ſcheinen. Auf dem Markusplatz trieben ſie dahin im Gewühl der Menge, nahmen gierig die tauſend Eindrücke der Umgebung auf, lachten und tranken in einer der vielen Tavernen am Wege dreimal des Tages. Sie luſtwandelten unter den Bogengängen des Dogenpalaſtes und ließen den begeiſterten Blick über die Piazetta auf das tiefblaue Waſſer unter tiefblauem Himmel bis hinüber zu dem Renaiſſancebau der Santa Maria della Salute ſchweifen. Beim Mondenſchein fuhren ſie auf dem Canale Grande, nahmen ſchweigend das verſchleierte Bild der über ſpiegelndem Waſſer lautlos gleitenden Gondeln auf und die ruhigen Linien der geheimnisvollen Paläſte und träumten und ſchwärmten wie Kinder.

So berückend das alles war, das reinſte Glück fand Semmelweis in den Werken der Kunſt, die ſich ihm zum erſtenmal in voller Schönheit offenbarten. Stundenlang ſtreifte er allein durch die Muſeen, begeiſterte ſich an den ſatten Farben der alten Meiſter, neigte ſich demütig vor dem holden Wunder der Madonnen. Und immer wieder zog es ihn zu dem Reiterſtandbild des Colleoni. Dann war ihm, als kehre er aus dem glücklichen Himmel zarter Gebilde zur ſchönen, wirklichkeitsſchweren Erde zurück. An der hünenhaften Größe dieſes Werkes richtete er ſich auf. Das war die rückſichtsloſe Zähigkeit, die ſicher vorwärts ſchreitende, unaufhaltſame, ſelbſtverſtändliche, die er brauchte! Du da droben auf deinem Pferde, Tatmenſch, durch Künſtlerhand unſterblich Gewordener, was weißt du davon, was es heißt, mit einer Welt von Kraft im Herzen ſich in täglichem ausſichtsloſem Widerſtand gegen unſichtbare Feinde zu zermürben? Das eherne Geſicht antwortete: An ſich ſelbſt glauben, Freund, zertreten alle Widerſtände, wie ich zertrete, was ſich mir entgegenſtellt!

Seeliſch gefeſtigt, körperlich geſtärkt, voll von lebendigen Anregungen und getrieben von friſcher Arbeitsluſt kehrte er nach Wien zurück. Zwei Stunden nach der Ankunft war er in der Klinik und arbeitete bis tief in die Nacht.

Sein erſter Gang galt am nächſten Morgen dem anatomiſch-pathologiſchen Inſtitut. Strotzend von Spannkraft und innerer Fülle ſtreckte er Dr. Lautner die Hände entgegen.

„Grüß Gott, Herr Kollege. Da bin ich. Wie gehts? Habt Ihr was Intereſſantes gehabt? Was macht der Profeſſor, was Kolletſchka?“

Lautner ſah ihn ernſt an. „Kolletſchka iſt tot. Vor vier Tagen haben wir ihn begraben. Wiſſen Sie das nicht?“

In ſchmerzlicher Überraſchung prallte Semmelweis zurück.

Lautner berichtete: „Infektion mit Leichengift. Ein ungeſchickter Schüler hat ihn bei der Sektion mit dem Meſſer in den Finger geſtochen. Blutvergiftung. In drei Tagen war er tot.“

„Das iſt ja erſchütternd. Haben Sie die Leiche geöffnet?“

„Ja,“ nickte Lautner, „der Profeſſor und ich. Eine ſchwere Lymph- und Blutgefäßvergiftung des verletzten Armes, Entzündungen des Bauchfells, des Bruſtfells, des Herzbeutels, der Hirnhäute. Außerdem eine Eiterverſchleppung ins rechte Auge, das dadurch zerſtört war. Wollen Sie das Protokoll leſen?“

Die Nachricht wühlte ihn bis ins tiefſte auf. Noch lebte er dauernd in den Erinnerungen der letzten Tage. Das alles war ſo friſch, daß er gleichſam im Traum zwiſchen den Wundern Venedigs wandelte. So ſtritten in ſeinem Innern zwei Mächte und riefen einen eigenartigen Gemütszuſtand hervor, der zwiſchen hellem Glücks-

bewußtſein und ſchwerer Verzagnis ſchwankte und ſich äußerte in einer zitternden Erregung aller Sinne.

Es war gut, daß er ſich dieſem Zuſtande nicht hingeben konnte. Denn die beruflichen Pflichten nahmen ihn vollſtändig in Anſpruch. Von allen Seiten traten Anforderungen an ihn heran. Da verlangten die Pfleglinge der Abteilung ihr Recht — und Menſchen wie Verhältniſſe waren ihm fremd. Da harrten wiſſenſchaftliche und Aufgaben der Verwaltung ihrer Erledigung. Da mußten perſönliche Angelegenheiten ſchnellſtens erledigt werden. Der Tag hätte noch einmal ſo viel Stunden zählen können! Totmüde ſuchte er Nacht für Nacht ſein einfaches Lager im alten Aſſiſtentenzimmer auf.

Aber ſein Geiſt fand keine Ruhe. Wieder und wieder kehrte er zu dem Fall Kolletſchka zurück. Schon in jener erſten Stunde, als Lautner ihm davon berichtete, hatte er aufgehorcht kraft einer ſeeliſchen Hellhörigkeit, die ihn in dem Obduktionsbefund etwas beſonderes ahnen ließ. Nun beſchäftigte ihn das Ergebnis Tag und Nacht. Er ſprach ſich mit Lautner darüber aus. Er ſtudierte das Sektionsprotokoll auf das genaueſte.

Je mehr er ſich in die Einzelheiten vertiefte, um ſo mehr drängte ſich ihm die Überzeugung auf, daß er dieſen anatomiſchen Befund, abgeſehen von unweſentlichen, dem Fall entſprechenden Abweichungen, an hunderten von verſtorbenen Wöchnerinnen geſehen habe. Bei allen Fällen die auffallenden Eiterungen der Lymph- und Blutgefäße — hier am Arm, dort in den Organen des Unterleibes. Bei allen Fällen mehr oder weniger ausgeprägte Entzündungen der die Körperhöhlen auskleidenden Häute. Sogar die Eiterverſchleppungen fehlten nicht!

Er ſuchte ſeine eigenen Aufzeichnungen und Protokolle hervor, verglich ſie untereinander und mit dem vorliegenden Sektionsergebnis. Er unterwarf alle ſeine Erfahrungen einer ſcharfen verſtandesgemäßen Sichtung. Die Summe der geiſtigen Erkenntniſſe drängte zu einem Ziele, er

wußte bloß noch nicht wohin. Seine Erregung wuchs. Nicht den steilen Weg wissenschaftlicher Forschung in dem Gestrüpp persönlicher Empfindungen verlieren! Kalt bleiben, sachlich bleiben! Es war ein Gebären, wie er es täglich erlebte, mit Stunden zagender Qual und hoffnungsfroher Glückseligkeit. Und plötzlich kam es wie eine Erleuchtung über ihn. Er wußte mit unumstößlicher Sicherheit: Es war dieselbe Krankheit, an der Kolletschka gestorben war und an der seine am Kindbettfieber leidenden Wöchnerinnen zugrunde gingen!

Er überlegte weiter: Wenn dem so ist —. Eine Art Fieber packte ihn, denn aus den Folgen dieser Tatsache mußte sich etwas ergeben, was dem bisherigen jämmerlichen Tappen im Dunkeln ein Ende machte, was die Lehre vom Kindbettfieber und seine Behandlung in andere, feste Bahnen rückte. Es trieb ihn zu einsamen Wanderungen auf die Wälle vor der Stadt, es jagte ihn empor vom harten Lager. In unerbittlicher Logik spann er den Faden seiner kritischen Betrachtungen weiter.

Wenn dem so ist, dann muß auch die auslösende Ursache dieselbe oder wenigstens eine ähnliche sein. Kolletschka ist an einer Verwundung durch das Seziermesser gestorben. Nicht die Verwundung an sich war es, die den Tod herbeiführte, sondern der kadaveröse Stoff, der durch das Instrument in die Wunde eingeimpft wurde. Starben doch Dutzende von Ärzten jährlich auf diese Weise, seitdem die anatomische Richtung in der Medizin sich durchgesetzt hatte!

Und wie? War nicht jede Wöchnerin ebenfalls eine Verwundete, eine an zahlreichen größeren oder kleineren Wunden Verletzte? Weiter: Bei Kolletschka fanden sich die eitrig-jauchigen Veränderungen der Lymph- und Blutgefäße am Arm, in dem Gebiete der Eingangspforte der kadaverösen Vergiftung, bei den Kindbettfiebern ohne Ausnahme in den Geweben des Unterleibs. Also mußte die Vergiftung dort erfolgen!

Da ſtand er wieder vor einem Rätſel. Auf welche Weiſe konnte an dieſer Stelle eine Einimpfung vor ſich gehen und wodurch? Er ſuchte und ſuchte und fand keinen Ausweg.

Und abermals ganz plötzlich tauchte aus der Dämmerung ſeiner Erlebniſſe ein Zwiſchenfall bei irgendeiner Krankenviſite auf: Wie er den kadaveröſen Geruch ſeiner Hände beſonders peinlich empfand und darüber zu ſeiner Begleitung eine Bemerkung machte. Ja, rochen denn nicht alle Hände, die mit Leichen in Berührung gekommen waren, noch lange Zeit kadaverös? Wo aber kadaveröſer Geruch beſteht, müſſen kadaveröſe Teile vorhanden ſein. Das war eine nicht anzufechtende Folgerung.

Der Atem drohte ihm ſtill zu ſtehen. So und nicht anders trug es ſich zu: Mit dieſen ſeinen kadaverös infizierten Händen hatte er die Schwangeren und Kreißenden unterſucht und ihnen das kadaveröſe Gift einverleibt. Und ſo wie er, infizierten tauſende von Ärzten täglich ihre Hände an der Leiche und ſteckten die unglücklichen Opfer an.

Mörder! klang es ihm in die Ohren. Das Blut erſtarrte ihm eiſig und ſchoß wieder ſiedendheiß durch die Adern. Er duckte ſich vor ſich ſelbſt, wie ein Verbrecher, der ſich auf friſcher Tat ertappt fühlt. Wieviel Frauen und Mädchen waren als Opfer ſeines Eifers ins frühe Grab geſtiegen!

Er ſchlug verzweifelnd die Fauſt gegen die Stirn. Es galt kein Vertuſchen. Da ſtand die nackte Wahrheit und grinſte ihm ins Geſicht: Was willſt du mehr? Habe ich dir nicht alle Rätſel aufgerollt? Jetzt weißt du, woher die Abnahme der furchtbaren Krankheit nach deinem Ausſcheiden aus der Klinik rührte: Weil Dr. Breit ſich weniger mit anatomiſchen Studien beſchäftigte als du, jetzt weißt du, wie der Unterſchied gegen die andere geburtshilfliche Abteilung zu erklären iſt: Weil dort außer dem Aſſiſtenzarzt nur die Hebeammenſchülerinnen unterſuchen, die keine anatomiſchen Studien treiben. Und die Gaſſengeburten?

Ja, die ſind glücklich und erkranken nicht, weil keine hilfreichen Ärzte ſich unterſuchend um ſie mühen.

Über alle Bitterkeit dieſer Erkenntnis ſiegte das Bewußtſein von der Größe und Folgenſchwere ſeiner Entdeckung. Eine Offenbarung war ihm geworden. Ein gütiger Gott hatte ihm gegeben, eine ewige Wahrheit zu finden. So felſenfeſt war er von der Richtigkeit ſeiner Gedankengänge und Schlüſſe überzeugt, daß er dies Endergebnis als heiliges Vermächtnis empfand. Mit einer Miſchung von innerem Jubel und doch dankbar und weihevoll genoß er ſtill für ſich dieſe Stunden — ein Baumeiſter, der nach vielfachen Irrungen und falſchen Berechnungen die Krone auf den Turm ſeiner Rieſenſchöpfung ſetzt, ein Dichter, der um ſein Ewigkeitswerk ringt und plötzlich in einer Minute kraft göttlicher Eingebung es bis zur letzten Zeile vor ſich ſieht.

Noch folgte eine kurze Zeit des Zagens. Wie ein Geheimnis, das durch das Tageslicht geſtört werden könnte, hütete er ſein Wiſſen, prüfte es mit heißem Herzen und kaltem Verſtande, wendete es hin und her. Es hielt jedem Zweifel ſtand.

Nunmehr hieß es, die Nutzanwendung fürs Leben daraus ziehen. Wenn die Urſache gefunden iſt, ſo liegt die Möglichkeit vor, ſie zu bekämpfen. Die Urſache des Kindbettfiebers beſtand in Kadaverteilen, die den Händen anhafteten. Folglich mußte man ſie entweder von den Händen fern halten, oder wenn das nicht zu erreichen war, ſie an den Händen zerſtören.

Mit fieberndem Eifer ſtellte er an ſich ſelbſt Verſuche an, die darauf hinzielten. Das Ergebnis war, wie er es erwartet hatte: Durch Bürſten mit Waſſer und Seife war der Leichengeruch und damit der Anſteckungsſtoff nicht zu entfernen. Es blieb nichts übrig, als zu chemiſchen Mitteln zu greifen, und von dieſen kam nur eine Löſung des Chlors in Frage.

Ehe er ſeine Erwägungen in die Tat umſetzte, mußte

die Genehmigung des Leiters der Klinik erteilt sein. In klarem Vortrage setzte er ihm alle Erlebnisse, Erfahrungen und die daran sich schließenden Gedankengänge auseinander.

Professor Klein hörte mit teilnahmsloser Überlegenheit zu. Was wollte eigentlich dieser unangenehm eifrige und selbstbewußte Assistenzarzt? Was er da erzählte, war so lächerlich einfach, daß man längst hätte darauf kommen müssen, wenn wirklich an der Sache etwas Wahres wäre! Nein, nach seinen Erfahrungen seien niemals Nachteile für die Kreißenden aus der Beschäftigung an der Leiche zu eruieren gewesen. Schließlich — auch die Hebeammen auf dem Lande, die nichts mit Kadavern zu tun hätten, litten unter der Seuche des Kindbettfiebers.

„Das müßte erst festgestellt werden, Herr Professor."

Er schnitt ihm das Wort ab: „Und den genius epidemicus, wollen Sie den auch mit Ihrer Chlorlösung töten?"

Semmelweis starrte ihn ratlos an. Mit dem Mann war nicht zu reden. Dem fehlte jedes Verständnis für die Größe der Sache.

Aber der Professor gab nach. Wenn man Universitätslehrer ist, hat man Verpflichtungen gegen die Außenwelt. Und es darf nicht heißen, Professor Klein sei neuen Ideen nicht zugängig. Schaden konnte die Desinfektion der Hände ja nicht, wenn diese Umständlichkeiten auch den Betrieb auf der Station nicht vereinfachten.

Und Dr. Semmelweis scheute keine Schwierigkeiten. Rücksichtslos führte er seine selbst gesetzten Vorschriften und damit seine erkannte Aufgabe durch. Niemand wurde zur Tätigkeit an seiner Abteilung zugelassen, der sich vorher anatomisch beschäftigt hatte. Und wer zugelassen wurde, mußte vor Beginn der Tätigkeit in sorgfältig ausgearbeitetem, mühsamem Verfahren seine Hände fast bis zur Verwundung der Haut mit Bürste und Seife, darauf mit einer Chlorlösung behandeln.

Wehe, wer sich dieser Pflicht nicht in gewissenhaftester Weise unterzog! Es gab Lässige aus Unverstand und aus Hochmut. Der sonst so gutmütige Assistenzarzt war dann nicht wiederzuerkennen! Sein Unwille steigerte sich zu ausgesprochenen Wutanfällen, die selbst engere Freunde mit Befremden erfüllten. Es währte nur kurze Zeit, daß er gegen Unzulänglichkeiten zu kämpfen hatte. Bald vollzog sich die Arbeit ohne jede Reibung. Man stand unter dem Banne des treuen und ehrlichen Mannes, seiner felsenfesten Überzeugung und seiner heiligen Begeisterung.

Und siehe! Der Erfolg lohnte die Mühe. Im April, in dem die neue Methode der Waschung noch nicht eingeführt war, fielen von dreihundertzwölf Frauen siebenundfünfzig dem Würgengel des Kindbettfiebers zum Opfer. Im Mai begann man mit den Waschungen. Im Juni erfolgte der gewaltige Absturz, im Juli starben starben von einhundertachtzig jungen Müttern nur noch drei.

Das war im Jahre 1847.

Die Frage der Entstehung und Verhütung des Kindbettfiebers schien gelöst.

4.

Dr. Semmelweis war noch einmal, bevor er sich zum Abendimbiß begab, auf den Gebärsaal zurückgekehrt, um den mit der Leitung der Geburten betrauten Herren einige Verhaltungsmaßregeln einzuschärfen. Da trat unerwartet Professor Klein ins Zimmer.

Semmelweis schritt ihm entgegen, indem er zwei jüngere Herren mit offenen, klugen Gesichtszügen heranwinkte.

„Gestatten Sie, Herr Professor, daß ich Ihnen die badischen Ärzte Dr. Kußmaul und Dr. Bronner vorstelle, die seit gestern auf der Klinik arbeiten."

Es war nicht leicht gewesen, den beiden diese Erlaubnis zu verschaffen. Sie waren als Reichsdeutsche „Ausländer". Wurden Ausländer schon im allgemeinen von der Beschäftigung als Praktikanten durch behördlichen Wink ausgeschlossen, so besaß Professor Klein eine besondere Abneigung gegen sie.

Deshalb fügte Dr. Semmelweis entschuldigend hinzu: „Sie sind Schüler von Naegele in Heidelberg, durch ihn warm empfohlen und haben mit hervorragendem Eifer den geburtshilflichen Operationskurs bei mir absolviert."

Statt aller Antwort wandte sich der Professor an Dr. Kußmaul, der in seinem weißen Mantel bescheiden an das Bett der ihm übergebenen Gebärenden zurückgetreten war: „Bitte, sagen Sie mir, wie der augenblickliche Stand der Geburt und die Lage des Kindes ist."

Kußmaul gab Auskunft.

Der Professor winkte die diensttuende Hebeamme herbei. „Untersuchen Sie, ob der Herr Doktor die richtige Diagnose gestellt hat."

Eine peinliche Stille der Betroffenheit trat ein. Alle empfanden die Taktlosigkeit, die in der Aufforderung des Professors lag. Dr. Semmelweis konnte seine Erregung kaum verbergen.

Die Hebeamme untersuchte und sagte, wohl in dem Bestreben, ihrem Vorgesetzten entgegenzukommen: „Der Herr Doktor hat sich geirrt. Es handelt sich um eine zweite Schädellage."

Dr. Kußmaul widersprach, völlig ruhig und sehr sicher: „Meine Diagnose stimmt."

Man wußte nicht, was sich ereignen würde. Dr. Semmelweis schickte sich an, den Rock abzulegen, um den Entscheid zu treffen. In diesem Augenblick tauchte der Professor die Hände in die bereitstehende Chlorlösung und untersuchte die Frau.

„Sie haben recht", sagte er zu dem jungen Arzt, spülte die Finger ab und ging.

Nun brach die mühsam zurückgedämmte Entrüstung bei Semmelweis durch.

„Ich hätte sofort nachkontrolliert, wenn man Ihnen Unrecht getan hätte. Mir wäre alles gleichgültig gewesen."

„Er wollte den Ausländer demütigen", warf einer ein.

Dr. Kußmaul lächelte. „Ich beherrsche das A B C der geburtshilflichen Diagnostik."

„Das weiß ich", bestätigte Semmelweis. „Gerade deshalb hätte ich Sie bis zum äußersten geschützt."

Die Angelegenheit schien erledigt. Dennoch blieb in Semmelweis' Seele ein Stachel zurück. Nichts war vorgefallen, was die äußerlichen Beziehungen zum Professor hätte trüben können.

Aber es hing eine Schwüle zwischen ihnen, etwas Drückendes, Unfreies. Was war es? Die Ungleichheit der Charaktere? — Dort eitle Unnahbarkeit, bei ihm das offene, manchmal unbeholfene Naturburschentum. Oder gar Eifersucht? — Nein, das konnte nicht sein, das wäre eines Mannes, dem immerhin Bedeutung nicht abzusprechen war, nicht würdig. Wozu auch Eifersucht? Was er durch Tatkraft erreicht hatte, kam doch in erster Linie den ihnen gemeinsam Anbefohlenen und damit auch dem Ruf der Klinik zugute. Das tief schlummernde Empfinden der Dankbarkeit brach durch: Zweimal hatte der Professor ihn zum Assistenten gewählt. Darin war die Grundlage seiner Arbeit und seiner Entdeckung beschlossen! Erst durch die Stellung in der Klinik und die damit verbundene Verantwortung war er dafür reif geworden.

Das allerdings stand fest: Der Zwischenfall heute galt nicht oder nur zum geringsten Teil dem jungen liebenswürdigen Ausländer, sondern ihm selber, weil er die beiden bevorzugte.

Gott sei Dank! Gegen alle Sorgen war ein Heilmittel gewachsen: Arbeit, frohe ersprießliche Arbeit. Seit vier Monaten war keine Häufung an Kindbettfiebern aufge-

treten. Zwar die niedrige Ziffer der andern geburtshilflichen Abteilung war noch nicht erreicht, aber das lag an der Unvollkommenheit menschlichen Vollbringens. Auch hier mußte die Zeit wirken.

Und Arbeit war genug vorhanden. Die beiden eifrigen Badenser staunten jeden Tag aufs neue, was es zu sehen und zu lernen gab. Das war doch etwas anderes als in dem kleinen Heidelberg! Heute standen nicht weniger als zwölf Geburten in Aussicht, darunter mehrere mit ungewöhnlichem Befund, vor allem ein Fall mit jauchendem Krebs der Gebärorgane. Wie würde der Verlauf sich gestalten?

Wie an jedem Tag erfüllte man auf das gewissenhafteste vor Beginn der Gesamtuntersuchungen die Vorschriften über Reinigung der Hände mit Seife und darauf mit Chlorlösung. Zwischen den einzelnen Untersuchungen fand nur eine Reinlichkeitswaschung mit Seifenwasser statt.

Es war natürlich, daß die Frau mit dem Krebs die ganz besondere wissenschaftliche Teilnahme erregte und vor den andern Frauen untersucht wurde. Der Tag war glücklich. Nach vierundzwanzig Stunden schrien zwölf Neugeborene mit Lungenkraft in die Welt. Selbst bei der schwergeprüften Frau war es gelungen, ein lebendes Kind zu entwickeln.

Dann trat das Grauenhafte ein: Am selben Abend fieberten drei von den jungen Müttern, am nächsten sechs, am dritten alle zwölf. Zwei Wochen später waren elf von den zwölfen tot, nur eine einzige genas.

Es herrschte eine furchtbare Bestürzung auf der Klinik. Der Professor zeigte kühle Überlegenheit. Da hatte man ja die leibhaftigen Erfolge dieser famosen Theorie von der kadaverösen Ansteckung! Die zwölf Todesfälle bewiesen schlagend die Berechtigung seiner Mißachtung an den Kindlichkeiten seines Assistenzarztes!

Der war fast gelähmt vor Entsetzen. Aber vor der Überhebung und dem achselzuckenden Urteil der Allzu-

klugen und Mißgünstigen bäumte sich sein Inneres auf. Nicht sich demütigen, nicht sich zerdrücken lassen von den kleinen Geistern, die nicht anders konnten, als im engumpferchten Kreise ihres geistigen Horizonts herumzulaufen! Seit Jahrzehnten liefen sie so herum und hatten nichts geschaffen als Phrasen. Nein — ihm half nur eines: Weiter arbeiten, ohne sich umzublicken!

Sein Stolz, seine Tatkraft stand auf: Mit nichten haben meine Ideen Schiffbruch gelitten. Meine Erkenntnis ist heilig und ewig wahr. Aber sie muß ausgebaut werden, wenn auch mit Hilfe schwerer Erfahrungen. Eine solche Erfahrung liegt vor. Für mich hat die reihenweise Erkrankung die Beweiskraft wissenschaftlichen Experimentes: Die unglücklichen Frauen sind alle von einem gemeinsamen Herd angesteckt und der Herd kann kein anderer sein als die jauchende Krebsgeschwulst, die wir betastet haben. Diese Erkenntnis bedeutet keine Negierung meiner Lehre, sondern eine Erweiterung. Sie bedeutet: Nicht bloß Leichengift, wie wir bisher glaubten, nein, auch jauchige Stoffe lebender Organismen vermögen Kindbettfieber zu erzeugen. Nun ist es Pflicht und Trost, daraus die Nutzanwendung zu ziehen.

Er zog die Nutzanwendung. Vor jeder einzelnen Untersuchung wurde die Desinfektion der Hände mit Chlor vorgenommen. Es gab keine Zwischenwaschungen mehr, es gab nur große medizinische Reinigungen.

Wieder schien der Erfolg die Mühe zu lohnen. Er atmete auf. Selbst die Toren und Neider mußten anerkennen, er sei auf dem rechten Wege!

Aber das Schicksal schien ihm keinen dauernden Erfolg zu gönnen. Vier Wochen lullte es ihn in Siegesgewißheit ein, dann schreckte es ihn abermals zu harter Enttäuschung auf. Es folgten, wie er sie aus früheren trüben Zeiten gewohnt war, die zermürbenden Tage, an denen er herumirrte gleich einem von den eigenen Sünden Gehetzten, die schlaflosen Nächte, in denen die Gedanken

umherflatterten wie geſcheuchte Vögel, die das Neſt nicht finden können. Nicht daß ihn einen Augenblick der Glaube an ſich ſelbſt verlaſſen hätte! Aber wo führte der Weg aus dem Wirrſal der Mutmaßungen und Grübeleien, in das ihn die neuen Fieberfälle geworfen hatten? Dieſe Fieberfälle, nur in dem einen Wöchnerinnenzimmer auftretend, ohne Regelmäßigkeit des Beginnes und des Verlaufs, doch von beängſtigender Beharrlichkeit? Faſt ein Dutzend Opfer hatten ſie bereits gefordert!

Das eine ſtand für ihn unwiderruflich feſt: Nicht auf dem Gebärſaal, allein in dem einen von der Seuche befallenen Zimmer war der Anſteckungsſtoff zu ſuchen. Welcher Art mochte er ſein? Woher ſtammte er? Wie wurde er übertragen? Alles war unbegreiflich, denn an keiner der dort befindlichen Frauen war eine Unterſuchung vorgenommen.

Alle Vorſichtsmaßregeln, die ſich nur erdenken ließen, wurden angewendet, keine Mühe und Sorgfalt in Behandlung und Pflege wurde geſcheut. Vergebens. Immer friſche Erkrankungen waren der Lohn.

Eine vor kurzem entbundene Müllersmagd vom Lande, die eine Knochenvereiterung am Kniegelenk hatte, lag auf dem Zimmer. Konnte von der jauchenden Wunde die Anſteckung ausgehen? Das war ausgeſchloſſen. Keiner der behandelnden Ärzte kam mit der Wunde in Berührung.

Bloß um in der marternden Ungewißheit überhaupt etwas zu tun, gegen eigene Überzeugung und inneren Willen, verlegte er das Mädchen in einen andern Raum. So, nun war allen noch ſo törichten Einwendungen Genüge getan!

Da grinſte das Schickſal mit breitem Geſicht: Was ihr klugen Menſchen nicht alles für töricht haltet! Glaubt mit Logik und fein gemeißelten Gedanken die Natur zu beherrſchen. Seht her: Ich greife hinein in das Getriebe, und ihr erlebt etwas, was ihr euch in eurer Hochwohlweisheit nie erträumt habt.

Dr. Semmelweis wußte sich vor hilfloser Überraschung kaum zu fassen: Eine Übertragung des Krankheitsstoffes ohne unmittelbare Berührung der Erkrankten! Und doch, an dem Tatbeweis war nicht zu rütteln. Denn die Weiterverbreitung des Fiebers stand in jenem Unglückszimmer von Stund an, da er das Mädchen mit der Gelenkeiterung daraus entfernt hatte. Es war keine andere Erklärung möglich: Die Ansteckung war geschehen durch die mit den jauchigen Ausdünstungen aus der Wunde geschwängerte Luft.

Wieder ein Stück Wahrheit, schwer erkauft! Wieder ein Sieg über die Geister, die auch jetzt ihre Phrase vom genius epidemicus nicht verleugnen wollten! Stück für Stück erfüllte sich seine Lehre und erleuchtete allmählich die fernsten Winkel der geheimnisvollen, todbringenden Vorgänge.

Was jetzt noch übrig blieb an Unerklärlichkeiten im Wandelgang dieses Würgers der Mütter, das konnte sehr wohl seinen Grund finden in der Annahme einer Selbstansteckung. Warum sollte es nicht möglich sein, daß ein geschwächter oder an sich kranker Organismus zersetzte Stoffe hervorbringt — etwa wie die durch Hitze oder Frost geschädigte Haut die lebensunfähigen Teile durch Verjauchung abstößt? So schloß sich die Kette der Erfahrungen und Erkenntnisse zu einem festen Ring.

Und nun kam noch Dr. Bednar vom Findelhause mit seinen frohen Erlebnissen: Die Zahl der unter Fiebererscheinungen erkrankten und sterbenden Säuglingen minderte sich von Tag zu Tag. War das nicht eine Bestätigung seiner schon früher geäußerten Ansichten? Hatte er nicht schon seit Monaten gepredigt, was ihm damals bei einer vergleichenden Leichenöffnung aufgegangen war: Daß auch die Kinder vom Kindbettfieber ergriffen waren, vom Kindbettfieber der eigenen Mütter, deren unschuldige Opfer sie, angesteckt durch das vergiftete mütterliche Blut, im Mutterleibe geworden waren?

Wie klar war das alles für den, der ſehen konnte und ſehen wollte!

Und es gab viele, die ſehen wollten. Da waren die Studenten und die zahlreichen Ärzte, teilweiſe aus weiter Ferne, vom Auslande nach Wien gekommen, um unmittelbar in friſcher Anſchauung zu lernen an den Stätten der aufblühenden mediziniſchen Wiſſenſchaft. Die horchten auf, die folgten begeiſtert den Spuren des immer freundlichen, zähen Kämpfers. Sie ſandten Berichte nach Hauſe von der Aufſehen erregenden Entdeckung des bisher unbekannten Aſſiſtenzarztes oder trugen die Kunde ſeiner Erfolge von Mund zu Mund auf andere Univerſitäten und in die Heimat.

Da waren auch die alten Freunde und Lehrer am Krankenhauſe, in erſter Linie die Vertreter der neuen Wiener Schule: Rokitansky, Skoda, dazu der rückſichtsloſe Kritiker und Spötter Profeſſor Hebra, der berühmte Direktor der Klinik für Hautkrankheiten, deſſen Frau Dr. Semmelweis bei der Geburt des erſten Sohnes aufopfernde Hilfe geleiſtet hatte.

Dieſe drei, klare, unbeſtechliche Köpfe, hörten ſeine Ausführungen wohlwollend an, verfolgten ſachlich urteilend den Verlauf ſeiner Mühen und machten ihnen naheſtehende Kreiſe darauf aufmerkſam.

Als er die erſten beweiſenden Zahlen für ſeine Methode vorlegte, drückte ihm Skoda erfreut die Hand: „Ich habe keinen Augenblick gezweifelt, daß ſich Ihre Anſichten als richtig erproben werden.“

Wie koſtbar war dieſe Hilfe von den verſchiedenſten Seiten für den um Prüfung und Anerkennung Ringenden! Fühlte er ſich doch ſelbſt aus dem Bewußtſein einer gewiſſen Unbeholfenheit heraus nicht fähig, das für ſein Werk zu tun, was er hätte tun müſſen. Er vermochte nur mühſam in fortlaufender Rede, mit dialektiſchen Fehlern zu ſprechen und hatte eine angeborene Abneigung gegen alles, was ſchreiben heißt. In den beiden gleichmäßig

nebeneinander gebrauchten Landessprachen ungarisch und deutsch erzogen, beherrschte er keine von ihnen fließend. Und die Vorbildung auf dem Ofener Gymnasium war nichts weniger als vollkommen gewesen. Auch widerstrebte es seiner Bescheidenheit auf das heftigste, sich selbst in den Vordergrund zu stellen.

Dafür sorgten nun andere. Durch ganz Europa flog die Nachricht seiner Erfolge. An die geburtshilflichen Kliniken in Edinburg, Kopenhagen, Amsterdam gingen Briefe seiner Schüler und Anhänger. In Paris und London wurden Vorträge gehalten vor Versammlungen berufener Ärzte. Nun konnten die Meinungen dafür und dawider aufeinander platzen, es konnte untersucht werden, was ist wahr an der Lehre oder nicht?

In die Wiener ärztliche Welt aber verbreitete die ersten durch Tatsachen belegten Meldungen Professor Hebra in der von ihm geleiteten „Zeitschrift der K. K. Gesellschaft der Ärzte in Wien", nicht ganz frei von Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten — denn wer konnte die Art dieser verschiedenen Ansteckungstheorien in ihren genauen Einzelheiten überblicken? Sie waren so unerhört neu, einfach und doch vielseitig! Geahnt hatten sie viele, und viele, die sie jetzt vernahmen, rümpften in ihrer Überklugheit die Nase. Ernstlich gedacht hatte sie keiner.

Semmelweis las in Rührung, Beschämung und Dankbarkeit von dem Verdienste „des Assistenten der ersten geburtshilflichen Klinik, der sich bereits fünf Jahre im K. K. Krankenhause befindet, sowohl am Seziertisch wie in den verschiedensten Zweigen der Heilkunde sich gründlich unterrichtet hat", er las von der Wichtigkeit seiner Entdeckung, die Hebra auf eine Stufe stellte mit der Jennerschen Kuhpockenimpfung. —

Die Zeit war diesen Veröffentlichungen, die aufnahmefähige, sachlich unbeeinflußte und unabgelenkte Gemüter forderte, nicht günstig. Denn schwere Gewitterwolken waren über Europa aufgezogen. In Paris und in Süddeutsch-

land schlugen die Flammen der Revolution lohend empor und warfen grelle, aufschreckende Lichter in das wirtschaftliche und geistige Leben der Völker. Auch in den größeren Städten Österreich-Ungarns drängte die dumpfe Gärung, die im stillen schon lange die Massen durchwühlte, zur Entladung.

Die Fremden, mit ihnen die ausländischen Ärzte, verschwanden aus Wien. Hörsäle und Kliniken leerten sich. Die nach Erlösung schreienden Menschenrechte verschlangen alles, was sonst das Leben des Einzelnen ausfüllte. Ganz plötzlich, um die Mitte des März 1848, brach der Aufruhr durch. Das Volk unter Führung der Gebildeten stand auf und forderte eine ständische Vertretung mit der Vollmacht der Teilnahme an der Gesetzgebung.

Mitten im Zuge der Studenten, der sich, ein brausender, unaufhaltsamer Strom, von der Universität zum Landhause wälzte, marschierte Dr. Semmelweis. Es war nicht so sehr die Leidenschaft, die ihn trieb, als vielmehr das seiner tiefsten Anlage entsprechende Pflicht- und Mitgefühl, nicht zurückzustehen, wo andere Opfer brachten, das Bewußtsein, es muß anders werden für das Volk, dessen leibliche und seelische Not er aus den beruflichen Verbindungen mit den untersten Schichten kannte.

Aber als Dr. Fischhof, der junge Arzt und Kollege vom Krankenhaus, im Hofe des Landhauses, hoch über den Häuptern der Masse ragend, mit der Begeisterung der Jugend die Menge fortriß, als bald darauf unter der Salve des Militärs die ersten Gefallenen verbluteten, schlug auch in sein Herz der zündende Funke. Und als dann ein bekanntes Gesicht aus dem Gewühl heraus ihm zunickte, war es um ihn geschehen. Es war Friedrich Hebbel, der ernste, wägende, der sich ein Gewehr reichen ließ. Da nahm auch er eine Flinte. Er war Mitglied der akademischen Legion geworden.

Mit innerem Jubel vernahm er, ein großes, erstes Zugeständnis an die Macht des geeinten Volkes, die

Abdankung Metternichs, des Verhaßten. Nachts lag er an den Barrikaden. Ein junger Mensch, Schweißrinnen im bestaubten Antlitz, mit glänzenden Träumeraugen, schleppte unermüdlich Schanzmaterial herbei und winkte ihm: „Hierher, Herr Doktor, hier ist Deckung.“

„Wer sind Sie?“ fragte Semmelweis freundlich dankend.

„Ich bin Student und heiße Hamerling, Herr Doktor.“ Verschwand und tauchte immer wieder auf, arbeitend, helfend.

Am nächsten Tage ein Aufatmen, strahlende Blicke: Die Freiheit der Presse war zugestanden. Und dann Enttäuschung, Empörung, mit fest verschlossenen Lippen: Das Schwanken und wortbrüchige Feilschen eines unzurechnungsfähigen Fürsten, der sich von seinen Ratgebern hin und herschieben ließ. Das waren wenigstens Männer, die man hassen, gegen die man kämpfen konnte, aber dieser andere, Puppe, Popanz —.

Die Erregung flaute ab. Neben dem Dienst als Bürger wurde die Arbeit in der Klinik nicht vernachlässigt. Als er zur Geburt des zweiten Hebraschen Sohnes gerufen wurde, hängte er im Vorzimmer den Schlapphut des Legionärs mit dem Federbusch auf den Nagel.

Der eiserne Tritt des Heeres erstickte Freiheit und Begeisterung. Die akademische Legion wurde Ende Mai aufgelöst.

Manches war erreicht, viel Aufwand an Kraft unnütz vertan. Noch einmal ging ein starkes Erzittern aller Regungen durch den politischen Freundeskreis: Als es sich darum handelte, den ungarischen Landsleuten unter Kossuth Hilfe zu bringen. Die österreichischen Bajonette ließen den Versuch in einem kläglichen Mißerfolg enden. In der Heimat tobte der Freiheitskampf. Er mußte erschüttert aus der Ferne zuschauen.

Seine Arbeit gehörte wiederum ganz den ihm anvertrauten Frauen und seinem Lebenswerk.

5.

Seit der Ansteckung durch das Mädchen mit der Kniegelenkseiterung war keine Massenerkrankung an Kindbettfieber zu verzeichnen gewesen. Die Todesfälle im ganzen Jahr 1848 betrugen auf der Abteilung wenig mehr als ein Prozent aller Gebärenden, und im März und August war überhaupt kein Todesfall zu beklagen. Das waren Tatsachen, die in die Augen sprangen.

Unter ihrer Wucht fand sich ein wichtiger Helfer: Professor Haller, der „provisorische Direktionsadjunkt" des Krankenhauses. In seinem Jahresbericht würdigte er ausführlich den Segen der Semmelweisschen Maßnahmen: „Die Bedeutung derselben für die Gebäranstalten, für die Spitäler überhaupt, insbesondere für die chirurgischen Krankensäle ist eine so unermeßliche, daß sie der ernstesten Beachtung aller Männer der Wissenschaft würdig erscheint und der gerechten Anerkennung der hohen Staatsverwaltung gewiß sein darf."

Semmelweis ließ beim Lesen im Innersten bewegt das Blatt sinken. Hier war ein Mann, der des Wesens Kern erfaßt hatte. Ja, das war der tiefste Sinn seiner Idee, und er wagte nur noch nicht mit dieser Überzeugung herauszutreten, um die Meute der Kleinen, die nicht einmal eine Ahnung für ihre jetzt schon feststehenden Grenzen aufzubringen vermochten, nicht zu reizen: Sie stellte nicht nur die Geburtshilfe, sie stellte die gesamte Wundbehandlung auf andere Füße. Jede Wundbehandlung mußte in Zukunft, wie schon jetzt erkenntnismäßig jede Geburt es war, gefahrlos werden. Denn was für die Wunden der Gebärorgane galt, das mußte auch für die Wunden anderer Organe und Gewebe gelten. Nicht bloß das Fieber

der Gebärhäuser, nein, jedes Spitalsfieber mußte aufhören! Ungeheure Ausblicke taten sich ihm auf von ärztlichen Eingriffen in den lebenden Körper, an die man heute noch nicht zu denken wagte. Er schloß die Augen und sah ein weites, herrliches Land: Ärzte, die lächelnd und siegessicher an ihr Werk gingen, die Krankensäle gefüllt mit fröhlichen Menschen, ohne den Widerhall von Stöhnen und Fieberlallen, und beide: Ärzte und Kranke, in Dankbarkeit und Freundschaft umschlungen, schreitend durch die langen Hallen dem Ausgang der Spitäler zu — —!

Er blickte hinein in die helle Welt. Sein Herz frohlockte. Oh, es lohnte sich dennoch, dieses Leben zu leben, das man so oft verwünscht hatte. Der Weg war frei. Die besten Männer traten für ihn ein.

Skoda arbeitete selbstlos im stillen. Er hatte an den Direktor der medizinischen Studien ein Schreiben gerichtet, in dem er die Erwartung aussprach, „daß über einen so wichtigen Gegenstand die kommissionelle Verhandlung nicht ausbleiben könne". Was bedurfte es weiter als diese Anregung! Wochen froher Hoffnung und qualvollen Wartens verrannen. Die Wochen wurden zu Monden. Wieder einmal suchte herbe Enttäuschung die Kraft zu lähmen. Man hatte Skodas Erinnerung nicht einer Antwort für wert gehalten.

Skoda blieb ruhig. „Sie kennen die Günstlingswirtschaft und die geistige Impotenz nicht, gegen die wir zu kämpfen haben. Da sitzen sie auf ihren Lehrstühlen, eifersüchtig auf jedes emporstrebende Talent — Geschöpfe vornehmer Schürzen oder einflußreicher Kutten. Aber sie verrechnen sich. Wir lassen uns nicht unterdrücken. Wir sitzen im hintersten Winkelchen der Klinik, und doch schauen auf uns die Augen der Welt."

Nein, dieser Mann ließ sich nicht unterdrücken. Versagten die Behörden, so mußte der Lehrkörper der Universität auf den Plan!

„Meine Herren vom Professorenkollegium: Es ist unsere Pflicht, eine in Wien gemachte Entdeckung von so großer und wissenschaftlicher Tragweite einer entscheidenden Prüfung zu unterziehen und ihr gegebenenfalls Anerkennung zu verschaffen. Dazu müssen stattfinden statistische Erhebungen, Feststellungen und Vergleiche der Erfolge an anderen Krankenhäusern und endlich Versuche an Tieren."

Das Unglaubliche geschah. Professor Klein widersetzte sich erregt: Er verbitte sich die Einmischung in die Angelegenheiten seiner Anstalt. Dennoch wurde der Antrag Skodas angenommen. Aber die innere Fehde der beiden Professoren war mit diesem Zwischenfall zur offenen Feindschaft angewachsen.

Das waren schwarze Schatten, die sich auf sein Werk senkten. Kein Wort wurde über die ganze Streitsache zwischen Vorgesetztem und Assistenten gewechselt, doch jede Bewegung, jeder Blick war voll stummen Wissens. Je höflicher die Formen gewahrt blieben, um so eisiger wurde die Kälte des Herzens.

Bald ließen sich flüsternde Stimmen hören, der Professor habe gegen den Beschluß des Kollegiums Beschwerde eingelegt beim Ministerium: Man suche unter dem Deckmantel wissenschaftlicher Forschung ihm in unlauterer Absicht eine Ehrenkränkung zuzufügen. Das Gerücht log nicht. Eines schönen Tages lag das Schreiben des Ministeriums vor: Die beschlossene kommissionelle Verhandlung dürfe aus kollegialen Gründen nicht stattfinden. Andererseits seien die wissenschaftlichen Erhebungen notwendig. Der Lehrkörper solle daher Professor Klein auffordern, nach eigenem Ermessen Untersuchungen anzustellen.

Semmelweis lachte laut auf. Dieser Entscheid war ein Muster hinterhältiger Weisheit. Wenn man schon mit Rücksicht auf die Welt sich nicht der Lächerlichkeit auszu-

ſetzen wagte, ſo mußte jedenfalls dem Treiben dieſer Neuerer ein Riegel vorgeſchoben werden!

Es gab einen Troſt: Anderen, Größeren war es noch ſchlechter ergangen als ihm. Und er dachte an Profeſſor Boër, den Vorgänger Kleins, jenen Bahnbrecher in der Geburtshilfe, der ebenfalls unermüdlich ſpürend der Natur ihre Geheimniſſe abgerungen hatte, ohne nach der Genehmigung der Staatsbonzen zu fragen. Den hatte man nach dreiunddreißigjähriger Dienſtzeit ſeines Amtes „wegen ganz beſonderer Widerſpenſtigkeit“ entſetzt, weil er in den Vorleſungen ſich nicht an das vorgeſchriebene Lehrbuch hielt und die Hebeammen am Phantom ſtatt an der Leiche üben ließ. Semmelweis nickte ihm im Geiſte zu: Wir ſind uns doppelt verwandt — nicht bloß als Leidensgenoſſen. Du biſt auch Beweis für die Wahrheit meiner Lehre, freilich ohne daß du es ahnteſt. Denn unter deiner Herrſchaft gab es kaum Kindbettfieber, weil du durch deine Widerſpenſtigkeit die Infektion mit Leichengift verhüteteſt.

Aber noch darf ich ſchaffen, noch darf ich in deiner alten Klinik aus ſelbſteigener Kraft zu ergründen und zu belegen ſuchen, was die hohe Behörde einer Kommiſſion verſagt. — Zwar der zweijährige Dienſtvertrag als Aſſiſtenzarzt war in wenigen Wochen abgelaufen, jedoch — galt es nicht allgemein als üblich, ihn auf Antrag zu verlängern?

Er reichte ein Bewerbungsſchreiben ein — und las faſſungslos die Antwort: Ihre Bewerbung wird abgeſchlagen. Abgeſchlagen ohne Angabe eines Grundes, ohne Anerkennung der geleiſteten Dienſte.

Was nützte dagegen eine Beſchwerde beim Unterrichtsminiſterium? Er wußte im Voraus, wie die Antwort lautete: Verworfen! Er wußte auch, wem er das verdankte. Vielleicht war es gut ſo. Was hätte das für ein unerquickliches, unfruchtbares Zuſammenwirken mit dieſem Mann geben müſſen. Wenn man nur ankommen könnte gegen die furchtbaren Ausbrüche der Wut und der

Verzweiflung, in denen man am liebsten den Schädel an der Wand zertrümmert hätte!

Skoda tröstete: „Ja, wenn unser guter Kaiser Josef noch lebte! Was können Sie mehr von diesem Österreich verlangen? Mir ist's ähnlich ergangen, als ich die alten Götter durch meine Entdeckungen erschreckte. Unter dem Vorwande, ich belästige und beunruhige meine Kranken durch das häufige Perkutieren und Auskultieren, haben sie mich in den Narrenturm versetzt. Dort konnte ich an meinen Verrückten so viel klopfen und horchen, wie ich wollte. Sie dürfen uns nicht verloren gehen. Ich will Ihnen sagen, was Sie jetzt machen: Sie habilitieren sich als Privatdozent in der medizinischen Fakultät."

Das war ein Hoffnungsstrahl. Er fühlte es, gerade jetzt, wo er scheiden sollte: Mit jeder Faser hing er an Wien, hier wurzelte er mit Leib und Seele. Er wäre ein zerbrochener Mensch gewesen, sollte er jetzt unter diesen Umständen Abschied nehmen — ein Arzt ohne Heim und ohne Kranke, ein Forscher ohne die Möglichkeit zu forschen.

Blutenden Herzens räumte er die Stätte, die Leid und Glück, Erfolge und Enttäuschungen, den Inhalt seines bisherigen Lebens barg. Zu gleicher Zeit reichte er ein „gehorsamstes" Gesuch ein, als Privatdozent an der medizinischen Fakultät zugelassen zu werden.

Und nun wieder an die Arbeit, ohne Aufenthalt! Jetzt war Muße genug, die Akten der geburtshilflichen Abteilungen und die Krankengeschichten zu durchforschen, um zunächst eine Unterlage für weitere statistische Urteile zu schaffen. Aber siehe da! Als er das zweitemal das Bibliothekzimmer betreten wollte, wurde ihm bedeutet, er habe kein Recht auf Einblick in die Akten, da er nicht mehr Angehöriger der Klinik sei. Professor Klein würde die Mitteilung der Spitals-Rapporte an die Öffentlichkeit als Denunziation betrachten.

Er schlug sich an die Stirn. Das nannte dieser Mann wissenschaftliche Forschung!

Noch blieben die Tierversuche. Die konnte kein mißgünstiger Professor, kein Ministerium verbieten. Dr. Lautner, der allzeit eifrige, war bald zu gemeinsamer Arbeit gewonnen. Neun Kaninchenweibchen wurden nach festem Plane bald nach dem Wurf mit Ausschwitzungen von Kindbettfiebernden und andern krankhaften Stoffen von Menschen sowie mit Leichenblut geimpft. Sechs davon starben unter den erwarteten Erscheinungen.

Wieder war es Skoda, der das günstige Ergebnis aufgriff. Ein Wahrheitskünder trat er vor die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften, entwickelte in groß angelegtem Vortrag den ganzen Stoff bis in die kleinsten Einzelheiten, bewies an den einzelnen Fällen des Versuchs, daß die in den Kaninchenleichen vorgefundenen Veränderungen dieselben seien, wie sie sich in menschlichen Leichen als Folge von Wochenbettfieber und im allgemeinen infolge von Blutvergiftung einstellen und forderte zur Fortsetzung der Tierversuche in großem Maßstabe auf.

War das eine Ermutigung! Die Versammlung nahm den Vorschlag an und bewilligte hundert Kronen als Beitrag zu den Kosten.

Professor Brücke, der Physiologe, erklärte sich bereit, die Tierversuche gemeinsam mit Semmelweis vorzunehmen. Freilich — Skoda hatte sich in seinem Vortrag nicht genau ausgedrückt über die Erreger der Krankheit. Er hatte nur von „faulenden tierischen Substanzen“ gesprochen, während er, der Entdecker, gerade auf Grund schwerer Erfahrungen mit voller Deutlichkeit als Ursache nicht bloß Leichengift, sondern ebenso faulende Stoffe von lebenden Organismen bezeichnet hatte. Was machte das aus? Das ergab sich ja klar aus den dargestellten Tatbeständen! Warum in dem Wirrwarr der Meinungen diese Kleinigkeit aufbauschen? Das hieße bloß die Wirkung der glänzenden und klaren Ausführungen abschwächen!

Der Vortrag wurde gedruckt. Auch auf zahlreichen andern Stellen setzten die Kämpfe für und wider ein.

Meist jedoch machten sich Ansichten geltend, die wenig ermutigend wirkten.

Da war der Würzburger Professor Kiwisch von Rotterau, als einer der angesehensten Geburtshelfer eine wichtige Persönlichkeit, der zweimal persönlich in der Sache nach Wien eilte und trotz aller Gegengründe fest auf dem Entstehen aus atmosphärischen Einflüssen beharrte. Er hatte angeblich in Zeiten starker Beschäftigung mit der Anatomie keine Fälle von Kindbettfieber in seiner Klinik gehabt, dagegen nach dem Aussetzen dieser Studien eine schwere Epidemie.

Da war ferner der Vertreter der Prager Schule Dr. Scanzoni, der erst vor kurzem in einer größeren Arbeit die Lehre vom Kindbettfieber als einer krankhaften Änderung der Blutbestandteile begründet hatte. In persönlich stark überhebendem Ton behandelte er von oben herab die neue Wiener Lehre und erklärte ihre Methode der Chlorwaschung, nachdem er sie in Prag fast ein halbes Jahr angewandt hatte, als völlig wirkungslos.

Semmelweis warf verächtlich den Aufsatz beiseite. Bei diesen vorgefaßten Meinungen, mit diesem Größenwahn war jeder Erfolg einer Prüfung von vornherein zum Mißlingen verurteilt! Er sah den Vorgesetzten lächeln und sah, wie Studenten und Hebeammen mit verständnisvollem Gegenlächeln sich die Hände säuberten.

Auch das Ausland verhielt sich ablehnend. Simpson, der Direktor der Edinburger Gebäranstalt, schrieb sehr schroff: Er habe ohnehin gewußt, in welch beklagenswertem Zustande sich die Geburtshilfe in Deutschland und namentlich in Wien befinde. Die Ursache der großen Sterblichkeit beruhe nur in der grenzenlosen Verwahrlosung der Wöchnerinnen. Semmelweis müsse sehr unbewandert sein in der englischen Literatur, sonst hätte er wissen müssen, daß die Engländer das Kindbettfieber längst als kontagiöse Krankheit betrachteten.

Semmelweis biß die Zähne zusammen. Diese Schmäh-

ungen, Herr Professor, sind unwürdig einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung! Aber Sie tun mir sachlich unrecht: Ihr Begriff von Kontagiosität ist ein anderer als der meine, ist ein falscher. Wenn durch die Übertragung dieselbe Krankheit hervorgebracht wird, also Pest durch Pestträger, Pocken durch Pocken, so ist das Kontagiosität. Kindbettfieber wird aber nicht nur durch Kindbettfieber übertragen, sondern durch vielerlei Ursachen und Stoffe. Und das ist meine neue Lehre!

Nun folgte Ablehnung auf Ablehnung: Von Berlin aus der Charité, aus Amsterdam, aus Kopenhagen — und in jeder Ablehnung fanden sich Ungenauigkeiten in der Anwendung der von ihm festgefügten Begriffe. Fast überall war nur die Rede vom Leichengift als der einzigen von ihm angegebenen Ursache. Das war die Wirkung der in der Skodaschen Rede enthaltenen Ungenauigkeit. Wäre er doch damals sofort aufklärend vorgegangen!

„Keiner hat das Wesen der Sache richtig erfaßt!"

Die Freunde zuckten die Achseln. Das war es ja eben — die Sache war viel zu einfach, um ernst genommen zu werden. Solange man denken konnte, war man gewohnt, dieser unheimlichen Krankheit ohnmächtig gegenüberzustehen. Tausende gelehrter und erkünstelter Auslegungen wurden von allen Kathedern in die Welt geschickt. Mit ungeheurem Fleiß hatten seit Jahrhunderten Gelehrte dickleibige Bücher darüber geschrieben. Und nun kam irgendein kleiner Assistenzarzt und sagte: Das ist alles Unsinn. Ein bischen Leichen- und Organgift der Erreger — ein bischen Chlorkalk die Hilfe! Selbstverständlich mußte man die Sache untersuchen. Das war Pflicht. Aber man wußte im Voraus, was herauskommen würde. Und tat sie mit überlegener Handbewegung ab.

Skoda mahnte: „Warum reden Sie nicht, warum schreiben Sie nicht? Hieb auf Hieb, Schlag auf Schlag! Jeder, der seine Sache durchsetzen will, muß sich ins Getümmel stellen, muß siegen oder fallen."

Er senkte das Haupt. Sich ins Getümmel stellen — nein, das konnte er nicht! Das war ihm nicht gegeben, dagegen sträubte sich auch sein Inneres. Arbeiten wollte er, zähe und mit Verzweiflungskraft arbeiten. Aber sich der Öffentlichkeit und gewiegten, selbstbewußten Rednern preisgeben, die Brandung der Meinungen, persönliche Angriffe parieren — nein, niemals!

Ja, Skoda, der war eine andere Natur: Ein geborener Forscher, der die Wahrheit um ihrer selbst willen suchte. Der mußte kämpfen, ob er wollte oder nicht. Wie hatte Rokitansky ihn gemahnt? — Eine Leuchte für die Lernenden, ein Muster für die Strebenden, einen Fels für die Verzagenden! Dagegen er? — Wohl suchte auch er die Wahrheit. Aber um seiner Kranken willen, deren Leid ihm ans Herz griff. Seine Arbeit war Mitleiden, das gestillt werden mußte. Was hatte das mit Kampf zu tun? Und er schwieg nach wie vor, so sehr die Freunde über sein Verhalten die Köpfe schüttelten. —

Das Gesuch des gewesenen Assistenzarztes Dr. Semmelweis um Zulassung zur Lehrtätigkeit in der medizinischen Fakultät der Universität Wien wurde abschlägig beschieden.

Dr. Lautner, der getreue Helfer an den Kaninchenversuchen, wurde unter der Beschuldigung, an der Revolution teilgenommen zu haben, in Anklage- und Haftzustand versetzt. Er wurde bald freigelassen und ging, müde der heimlichen Machenschaften einer kleinlichen, charakterlosen Zeit, nach Ägypten, wo er Leibarzt des Vizekönigs wurde.

So spürten zwei Männer von Ehrlichkeit und starkem Wollen den Haß dunkler und rücksichtsloser hochstehender Gegner.

6.

Der Professor der Geburtshilfe Michaelis in Kiel, der Verfasser des bekannten Werkes über „Das schräg verengte Becken“, saß in seinem Studierzimmer, in der Hand einen Brief seines ehemaligen Schülers Dr. Schwarz, der seine Studien in Wien beendet hatte und jetzt im Holsteinischen als Arzt wirkte.

Je weiter er las, desto gespannter wurde der Ausdruck seines Gesichts. Endlich legte er den Brief beiseite und ging in sichtlicher Erregung im Zimmer auf und ab. Was der Dr. Schwarz da von den Entdeckungen seines Wiener Freundes Dr. Semmelweis schrieb, das hatte er ja selber längst geahnt, nein, er hatte es erkannt! Nur die Wichtigkeit der Erkenntnis war ihm nicht klar zum Bewußtsein gelangt.

Hatte er sich doch bereits im vorigen Jahre nach einigen Fällen von Kindbettfieber in der Klinik in einem ganz sicheren Empfinden von der Übertragbarkeit der Krankheit vier Wochen lang von jeder geburtshilflichen Tätigkeit ferngehalten. Und als nach einer Entbindung in der Stadt, die ein an seiner Stelle gerufener Kollege ausgeführt hatte, die junge Mutter vom Fieber befallen wurde, hatte es ihn blitzartig durchfahren: Dieser Kollege beschäftigt sich ja viel mit anatomischen Arbeiten! Die Erkrankung m u ß damit zusammenhängen!

Nun kam der junge Wiener Arzt, baute den Gedanken planmäßig aus und, was die Hauptsache war, er zog daraus die Schlüsse für seine Handlungsweise! Die nackten Zahlen, die ihm Dr. Schwarz gab, erbrachten den Beweis der Richtigkeit für das Exempel. Ein Mann und eine Tat.

Sie kam ihm gelegen. Sie erschien ihm als Rettung.

Denn gerade im letzten Vierteljahr hatte er sich wegen Häufung von Fieberfällen genötigt gesehen, die Klinik zu schließen. Und jetzt, kurz nach der Eröffnung, hatte die Seuche die ersten drei Wöchnerinnen bereits wieder erfaßt. In seiner Verzweiflung wußte er sich keinen anderen Rat, als die Klinik von neuem zu schließen.

Er ließ sich in einen Sessel sinken und überlegte. Während er so saß, veränderten sich seine Mienen. Sein Haupt neigte sich auf die Brust. Dieser Brief hatte das schwerste Erlebnis seines Daseins, das er fast begraben wähnte, aus der Vergangenheit aufgejagt. Leibhaftig stand sie in diesem Augenblick vor ihm in ihrer Jugend, in der Heiterkeit hoffenden Glücks, die junge Verwandte, der Sonnenschein der Familie, die in sein Haus geeilt war, ihre erste Mutterschaft ihm anzuvertrauen.

Mörder! klang es ihm aus dem Briefe, der vor ihm lag, entgegen. Was er immer gefühlt hatte, heute hörte er es deutlich und unwiderruflich ausgesprochen. Denn kurz bevor er sie damals untersucht hatte, war er von einer Leichenöffnung gekommen. Das war die Schuld, dies das Verhängnis!

Langsam kroch es heran, genau wie damals: Das Entsetzen, das ihn beim Eintreten des ersten Schüttelfrostes packte. Er sah sie lächelnd in ihrer Güte vor sich liegen: Es ist nichts, nur ein wenig Kopfschmerzen. Er sah sie weiter mit glänzenden Augen und rotfleckigen Wangen, noch immer sich selbst und die Umgebung täuschend, er sah sie mit verfallenen Zügen, röchelnd. Und er stand dabei, ein Wissender, von Grauen geschüttelt über das Schicksal, das sich hier vollzog, er stand dabei ohnmächtig und hilflos. Er stand dabei, lächelnd, weil er der Kranken ein lächelndes Gesicht zeigen mußte, bis das lächelnde Gesicht zur Fratze wurde. Er ließ sich, körperlich und seelisch zermürbt, an das Krankenbett schleppen, hoffnungslos, hilflos, Tag und Nacht. Er bewahrte die ruhige, überlegene Miene und war innerlich zum Sterben müde — das

furchtbare Los des Arztes, das keiner, keiner außer ihm selber verstehen kann! Sein Inneres war aufgewühlt bis in die tiefsten Gründe. Warum hatte man die Einsicht in die Krankheitsursache nicht früher gehabt? Warum durfte das sonnige Geschöpf nicht leben, sich selbst, dem mutterlosen Kind, der ganzen Welt zur Freude? Warum — warum —?

Eine Frau trat in das Zimmer und streichelte ihm das Haar.

„Hast du wieder deine trüben Gedanken, du armer Mann?"

Er schreckte auf und zwang sich zur Harmlosigkeit. „Ich habe nur über ein Problem nachgedacht und will gleich in die Klinik." —

Sofort wurden alle Anstalten zur Durchführung der Chlorwaschungen getroffen. Die geburtshilfliche Klinik war klein, die Anzahl der Wöchnerinnen beschränkt. Gerade deshalb konnten die angeordneten Maßnahmen auf das strengste beobachtet und durchgeführt werden. Und wenn die Erfolge auch nicht großzügige Beweiskraft besaßen, so waren sie deshalb von nicht geringerer Bedeutung für die Klinik selbst. —

Nur ein einziger Fall von Kindbettfieber trat noch ein im Laufe des nächsten Halbjahres, und diese Erkrankung ließ sich mit Wahrscheinlichkeit auf den Gebrauch eines schlecht gereinigten Katheters zurückführen. Der Geist froher Sicherheit war in die Anstalt eingezogen.

Der einzige, der davon nicht berührt wurde, war ihr Leiter. Je deutlicher sich der Erfolg zeigte, desto scheuer und gedrückter schlich er umher. Oft fand man ihn, in Grübeleien versunken, vor sich hinstarrend.

Das Bild der Gestorbenen, durch seine Schuld Gestorbenen wich nicht mehr aus seinem Gedankenkreise. Immer und immer sah er ihre großen traurigen Augen anklagend auf sich gerichtet. Eine fürchterliche Angst, darüber wahnsinnig zu werden, ergriff ihn. Mit über-

menſchlicher Kraft kämpfte er dagegen an. Er ſuchte ſich die Torheit ſeiner Selbſtvorwürfe klar zu machen. Aus dem Untergrunde ſeines Fühlens klang ohne Unterlaß die Frage: Warum — warum —?

In der Umgebung flüſterte man ſich zu: Der Profeſſor wird ſchwermütig. Man ſuchte ihn aufzuheitern, lud ihn im Freundeskreiſe ein, verordnete ihm Bäder und Tränklein. Als alles nichts nützte, redete man ihm gut zu, er müſſe in andere Verhältniſſe, heraus aus der Eintönigkeit des Alltags, hinein in das ablenkende Treiben der Großſtadt.

Und er reiſte, dem Drängen der Freunde folgend, nach Hamburg. Aber im Gewühl des Hafens, im Gewirr der Menſchen und Sprachen fühlte er ſich einſamer als im ſtillen Kiel. Er ging ſeinen ſtummen Weg, durch die Vorſtädte bis auf das flache, weit ſich dehnende Land, wo keine Menſchenſeele ihn ſtörte.

In ſolcher Stimmung wanderte er eines Herbſtabends, als es dunkelte, an der Bahnſtrecke entlang. Er ſetzte ſich an der Böſchung nieder. Er hörte nichts, er ſah nichts von der Umwelt. Schwarze, unheilbringende Wolken ſtürmten ſeine Gedanken auf ihn ein: Was quälſt du dich mit „wenn“ und „warum“? Es frommt dir zu nichts. Geſchehen iſt geſchehen. Da läßt ſich nicht ein Tüpfelchen abhandeln. Das mußt du bis in alle Ewigkeit mit dir herumſchleppen. Er faßte ſich an den Kopf. Die Angſt, die Angſt! Nur nicht wahnſinnig werden!

Ein Rauſchen und Fauchen riß ihn empor. Er hatte das Nahen des Zuges gar nicht bemerkt. Das war ein Wink des Himmels. Erlöſung, Erlöſung! Ein kurzer Entſchluß, eine halbe Minute der Qual — und dann das Ende allen Elends! Mit ausgebreiteten Armen warf er ſich der Lokomotive entgegen. Der Führer bremſte. Man zog einen zermalmten Leichnam unter den Rädern hervor. Man ſtellte den Namen des Getöteten feſt. Wie? Dieſer

bekannte Mann, dem es an nichts fehlte? Man zuckte die Achseln, man bedauerte ihn, man begrub ihn —.

Semmelweis vernahm in tiefster Bewegung die Nachricht. Wenn andere doch einen Teil von dem Pflichtgefühl besäßen, das diesem Mann im Übermaß eignete! Ihm war viel in dem treuen Menschen dahingegangen: Professor Michaelis war der einzige Leiter einer geburtshilflichen Universitätsklinik, der seine Lehre voll erfaßt und ihr ohne Einschränkung zugestimmt hatte.

Wie sehr bedurfte er gerade jetzt solcher Helfer! Gerade jetzt, wo seine letzte Hoffnung, die Hoffnung auf die akademische Laufbahn zu schanden geworden war. Dennoch — er fühlte es: Er durfte sich nicht entmutigen lassen! Gab er jetzt nach, dann war sein Werk, war alles, was er bis dahin errungen hatte, verloren. Er setzte sich nieder und schrieb zum zweitenmal ein gehorsamstes Habilitationsgesuch.

Wochen vergingen, Monate vergingen. Keine Antwort erfolgte. Dafür häuften sich die Angriffe, die auch von sehr ernsthafter Seite gegen ihn erhoben wurden. An vielen Orten hatte seine Methode nicht gehalten, was man sich von ihr versprach. Alle diese Einwendungen mußten redlich geprüft, wenn möglich auf Grund ihrer Fehlerquellen widerlegt werden. Da war wieder an erster Stelle die Prager Schule unter Scanzonis Führung. Das Blut schoß ihm in die Wangen über die persönliche Gehässigkeit, die aus ihrer letzten Veröffentlichung leuchtete.

Leichtfertigkeit der Bekundungen warf man ihm vor, ihm, dem jedes Wort gewissenhaft Prüfenden! Man bestritt seine Ausführungen über die „Maternité“ in Paris. Dort war trotz der Behandlung der Wöchnerinnen nur durch Hebeammen das Kindbettfieber dauernd heimisch, und er hatte verantwortlich dafür gemacht die Sitte der Leichenöffnungen durch eben diese Hebeammen. Ein völlig zuverlässiger Freund hatte ihm das Gebaren der lachend und roh an den Leichen Hantierenden in so lebhafter und

glaubwürdiger Weise geschildert, daß ihm der Eindruck dieser Tatsache noch lange in peinlicher Erinnerung haftete.

Auch die weiteren Ausführungen des Artikels setzten ihn in Erregung. Immer derselbe Irrtum von der Verbreitung der Krankheit allein durch kadaveröse Stoffe! Man führte die Tatsache gegen ihn ins Feld, daß Epidemien von Kindbettfieber älter seien als Leichenöffnungen, daß in England und besonders in Rußland, daß ferner auf dem flachen Lande, wo keine oder wenig Sektionen ausgeführt würden, oft Fälle von Kindbettfieber sich ereigneten. Ja, hatte er denn nicht auf Grund persönlicher schwerster Erfahrungen seine Lehre von der Übertragbarkeit auf eine viel breitere Grundlage gestellt?

Es ging nicht anders: Er mußte selbst, in letzter Minute, seine Stimme erheben. Es blieb ihm gar keine andere Wahl. Der alte Mangel an Selbstbewußtsein regte sich. War er denn fähig dazu? Würde er seiner Sache nicht mehr schaden als nützen? Aber als er begann, den Stoff zu sichten, überkam ihn eine große Ruhe, und je mehr sich die fest begrenzten Umrisse des Vortrags füllten mit der Klarheit seiner Erfahrungen und der Menge der Beobachtungen, desto stärker wurde er sich der Summe seiner Leistungen und damit des eigenen Wertes bewußt. Er fühlte nie zuvor gekannte Sicherheit und betrachtete von diesem Standpunkte die Gegner nicht mehr als persönliche Feinde, sondern als Kämpfer um denselben Preis. Die Empfindlichkeit, unter der er so sehr litt, schwand. Er gewann uneingeschränkte Herrschaft über sich. Unter diesen Zeichen, ohne Furcht vor äußerlichen Hemmnissen, trat er vor die Versammlung.

Es war ein großer Abend, an dem er angesichts einer gedrängten Zuhörerschaft in der K. K. Gesellschaft der Ärzte in ausführlicher Rede seine Lehre entwickelte: Das Kindbettfieber ist keine kontagiöse, keine für sich spezifische Krankheit, sondern eine krankhafte Blutentmischung, hervorgerufen durch einen in Fäulnis übergegangenen tierisch-

organischen Stoff, gleichviel von welcher Krankheit immer und gleichviel, ob vom lebenden Organismus oder vom Kadaver stammend — ein Stoff, der in die Blutmasse der Wöchnerin aufgenommen ist. Dieser Stoff wird dem weiblichen Organismus beigebracht nicht bloß durch die Hand des Geburtshelfers, sondern ebenso durch den Gebrauch damit behafteter Gerätschaften oder die mit faulenden Teilchen geschwängerte Luft. In einzelnen Fällen kann auch eine Selbstansteckung eintreten durch im mütterlichen Organismus sich zersetzendes Gewebe.

Damit war endlich klar und deutlich ausgesprochen: Die Desinfektion hat sich nicht bloß auf die Hände des Geburtshelfers, sondern auf alles zu erstrecken, was mit der Wöchnerin in Berührung tritt, auf Wäsche, Instrumente, Schüsseln, ja auf das Zimmer selbst und auf die Kleider der Pfleger und Besucher.

Was für einen Unterschied bedeutete diese Erweiterung der Lehre gegen die erste beschränkte Auffassung von der alleinigen Übertragbarkeit durch anatomische Übungen! Er empfand das selbst, während er sprach, und es dünkte ihm, er sei aus tiefem Tal unter Mühsal und Gefahren, durch Schluchten und über Klippen allmählich emporgestiegen zum Gipfel eines Berges, von dem aus er das weite, bisher unbekannte Land mit allen Buchten und Höhlen in hellem Licht erschaute.

Es herrschte tiefe Stille, als er geendet hatte. Hier war etwas Neues ausgesprochen, ausgesprochen mit der Klarheit und der Selbstverständlichkeit des Genies und auf eine verblüffend einfache und knappe Formel gebracht! Manchem ging dabei ein Ahnen auf: Mit diesen Ideen beginnt eine neue Epoche medizinischen Denkens und Handelns.

Die geistige Bewegung, die durch den Vortrag ausgelöst wurde, drängte zu einer allgemeinen Aussprache. An zwei weiteren Abenden, bis tief in die Nacht hinein, prallten die Geister aufeinander. Es war Hochsommer.

Drückende Schwüle lastete im Sitzungssaal. Dennoch war er gefüllt bis in den letzten Winkel. In ununterbrochener Ablösung traten sie auf das Podium: Viele, die auch jetzt noch zweifelnd den umstürzenden Ansichten des Vortragenden gegenüberstanden, viele, die begeistert zustimmten, aber auch andere, die sich ganz ablehnend verhielten, darunter gerade Mitarbeiter aus der geburtshilflichen Klinik, auf die er als Streiter für die Sache gerechnet hatte.

Keiner jedoch war unter allen, der nicht den Ernst und die Wichtigkeit der Verhandlungen anerkannt hätte. Semmelweis schien ein anderer Mensch geworden zu sein. Sicher und frei wandte er sich in augenblicklicher Entgegnung zu den Einwürfen, die ihm gemacht wurden. Schlagfertig und scharf, doch ohne die Grenzen wissenschaftlicher Höflichkeit zu verletzen, fertigte er vor allen Dingen die Prager Schule ab.

Professor Rokitansky, der Vorsitzende der Gesellschaft, würdigte noch einmal in kurzer Zusammenfassung das Erreichte und die Verdienste des Dr. Semmelweis. Ein Brausen fuhr durch den Saal.

Und nun erhoben sich der Reihe nach eine Anzahl angesehener Gelehrter, Spitzen des medizinischen Wiens, um dem jungen Forscher Dank zu zollen. Es war wie eine große, feierliche Huldigung, die man ihm darbrachte. Schweigend, erschüttert nahm er die Anerkennung entgegen. Diese Stunde machte alle Enttäuschungen, alle Qualen, die er in stillen Nächten getragen hatte, wett.

Als er sich zum Gehen anschickte, traten die drei: Skoda, Hebra und Haller an ihn heran und schüttelten ihm stumm die Hand. Keiner von ihnen hatte während der Sitzungsabende das Wort ergriffen. Ihr Schützling war mündig geworden, er konnte allein seine Sache führen!

Der Herbst des Jahres brachte die Krönung: Die Ernennung zum Privatdozenten. Acht Monate hatte man ihn auf Antwort warten lassen. Was tats? Vergessen

alles Bangen, vergessen die Verbissenheit qualvoll verbrachter Stunden! Das Ziel war erreicht, die Bahn geebnet, auf der er das Schiff seiner Hoffnungen weiter treiben konnte.

Zwar, ein Wermutstropfen fiel in den Becher der Freude. Ein bitterer Geschmack blieb auf der Zunge zurück. Jetzt, als er nach der ersten freudigen Aufwallung die Bestallungsurkunde in Ruhe genoß, las er am Schluß einen kleinen Satz: „... ernannt zum Dozenten für theoretische Geburtshilfe mit der Erlaubnis, Übungen nur am Phantom, nicht an der Leiche abhalten zu dürfen."

Das bedeutete ja eine Einschränkung seiner Lehrfreiheit! Mit diesem Zusatz war ihm ja das Hilfsmittel genommen, dem er selbst seine Erfolge verdankte, durch das er am überzeugendsten die Schüler in seine geistigen Kreise einlenken konnte. Es war ihm sofort klar: Auf die Freiheit des Unterrichts konnte er keinesfalls, sollte er als Lehrer seine Aufgabe erfüllen, verzichten. Er lachte laut auf. Er dachte wieder an Professor Boër, und der Vergleich ihrer beiden Schicksale kam ihm vor wie ein gelungener Witz. Den hatte man abgesetzt, weil er nicht an der Leiche unterrichtete, und ihm verbot man diesen Unterricht. Willkür der hohen Behörde, je nach Laune der hohen Herrschaften! Der Groll sprühte in ihm auf. In beiden, äußerlich so unterschiedlichen Fällen lag der gleiche Grund der Verordnung zutage: Elende Vergewaltigung aus niederer Eifersucht! Beiden suchte man gerade das Feld abzugraben, auf das besondere Neigung und Begabung sie hinwies.

Verächtlich warf er das Schriftstück beiseite. Aber er hatte nicht Zeit, sich langem Bedenken hinzugeben. Das Vorlesungsverzeichnis für das Wintersemester 1850/51 war bereits zum Druck eingereicht. Sollte sein erstes Kolleg noch mit darin veröffentlicht werden, so war Eile geboten. Er schrieb sofort die Ankündigung: „Vorlesung über Geburtshilfe mit praktischen Demonstrationen am

Phantom, fünfmal die Woche, vom Dozenten Ignaz Semmelweis.“ Vier Wochen darauf stand die Anzeige zwischen den Ankündigungen der anderen Hochschullehrer im Lektionskatalog.

Die Bitterkeit über die angetane Demütigung, wie er sie auffaßte, fraß in ihm weiter. Je mehr er sie in seinem Hirn verarbeitete, um so reizbarer wurde er. Er mußte sich rächen, mußte seiner Empörung laut und öffentlich Ausdruck geben! Wie er sich auch wand, er war machtlos. In sich hinein höhnte er über seine hochmögenden Feinde: Der Eselsfußtritt, den ihr mir versetzt, er schlägt auf euch selbst zurück, ihr Herren. Jeder Eingeweihte weiß, er ist nichts anderes als die Antwort auf die Anerkennung berufener Geister für meine Leistungen!

Und doch — diese Schmach durfte er sich nicht gefallen lassen! Er knirschte mit den Zähnen. Er zerrieb sich seelisch. Er kannte diese stumme, fressende Wut, gegen die er sich machtlos fühlte. Wohl tauchte gelegentlich der Gedanke in ihm auf: Sprich mit einem der Freunde, vertraue dich ihm an. Nein, das litt sein Selbstbewußtsein nicht. Er war Manns genug, sich aus eigener Kraft durchzusetzen. Er stutzte. Es gab nur eine Erlösung aus dieser geistigen Kerkerluft, in der er erstickte: Fort von Wien! Sich frei machen! Sich ganz auf eigene Füße stellen! Was er hier erreichen wollte, hatte er erreicht. Das war sein Stolz. Nun wollte er ihnen den Wisch da mit höflichem Lächeln vor die Füße legen: Gehabt euch wohl, ihr Herren!

Und so geschah es: Fünf Tage nach Empfang seiner Berufungsurkunde verließ der neuernannte Privatdozent Dr. Semmelweis ohne Abschied Wien und fuhr nach Ofenpest.

Die Nachricht von seiner Abreise erregte nicht bloß im Kreise der näher Bekannten Aufsehen. Man suchte vergeblich nach einem triftigen Grunde für diesen außergewöhnlichen Schritt. Man verstand ihn nicht. Die

Freunde waren peinlich bestürzt. Semmelweis, mit dem und für den sie gearbeitet und gekämpft hatten, war auf der Höhe des Erfolges geflohen, war geflohen ohne Gruß und Dank! Er ließ sie und sein Werk feige im Stich! Das war beschämend, war empörend!

Unter den ganz Nahestehenden erzählte man sich vertraulich von hemmungslosen Bekundungen einer seelischen Unausgeglichenheit, die in letzter Zeit öfters zutage getreten waren: Ausbrüche maßloser Wut ebenso wie unbegründeter Verzagnis. Zweifellos handelte er auch in diesem Falle unter dem Einfluß einer derartigen Stimmung.

Skoda überbrachte in ehrlicher Erbitterung die Nachricht an Rokitansky: „Erst bewirbt er sich um die Stellung, nimmt alle Hindernisse, und jetzt wirft er sie weg. Verstehen Sie das? Dabei liegen alle Verhältnisse für ihn günstig. Die Gegner sind fast ohne Ausnahme alt, er besitzt nur wenig Vordermänner. Die Professur ist ihm in Bälde sicher. Und uneigennützigere Helfer als uns wird er so leicht nicht finden. Gut! Jeder muß die Verantwortung für seine Handlungen tragen.“ Er machte eine wegwerfende Handbewegung. „Abgetan!“

Rokitansky mit seinem gutmütig-mürrischen Gesicht blickte, als ginge ihn das Gespräch nichts an, auf den Organteil, den er gerade in den Fingern hielt. Bloß einmal schaute er auf eine Sekunde den Eiferer mürrisch-traurig über die Brillengläser an. Plötzlich stießen seine Blicke wie Falken auf eine Gewebsstelle und er diktierte in gleichmäßigem Tonfall das Sektionsprotokoll weiter: „Bei genauerem Betrachten der Schnittfläche findet man —“.

Über Semmelweis fiel zwischen beiden kein Wort mehr.

Vierzehn Tage darauf gab der Professor der Physiologie Brücke, dem zur Ausführung von Tierversuchen in Verbindung mit Dr. Semmelweis hundert Kronen zur Verfügung gestellt waren, in der Akademie der Wissen-

schaften eine Erklärung ab: Die Obduktionen der geimpften Kaninchen hätten nur zweideutige Resultate ergeben. Es habe sich daher bei ihm die Überzeugung gebildet, die zu entscheidende Frage könne nur durch klinische Beobachtung gelöst werden. Infolgedessen erstatte er in Übereinstimmung mit Dr. Semmelweis, der in diesen Tagen Wien verlassen habe, um in Pest seinen Wohnsitz aufzuschlagen, die bewilligten hundert Kronen in die Hände der Geber zurück.

Damit war vor dem Forum der Wiener maßgebenden medizinischen Kreise der Gegenstand vorläufig erledigt.

Der Führer hatte das Schiff, kurz bevor es den Hafen erreichte, verlassen. Nun schwankte es steuerlos hin und her.

7.

Im August 1849 streckte das ungarische Heer bei Vilagos vor den Russen, die Nikolaus I. dem österreichischen Kaiser zu Hilfe geschickt hatte, bedingungslos die Waffen. Der russische Feldmarschall konnte dem Zaren melden: Ungarn liegt zu den Füßen Eurer Majestät.

Der ungarische Freiheitskampf war aus. Mit unerhörter Grausamkeit suchte die österreichische Regierung, die wohl Herr, nicht Sieger geblieben war, ihre Macht und ihre Rache durchzusetzen. Das unbotmäßige ungarische Volk muß durch Schrecken gebändigt werden, lautete der Leitspruch des Wiener Absolutismus.

Neun ungarische Generäle erlitten den Tod durch den Galgen, vier wurden erschossen. Über etwa 250 Offiziere wurde die Todesstrafe, wenn auch nicht an allen vollzogen, so doch verhängt. Und mehr als 100 Todesurteile wurden in der Zivilbevölkerung vollstreckt, fast 2000 Männer aller Klassen zu schwerer Kerkerstrafe verurteilt.

Eine Gendarmerie von 16 Regimentern wurde aufgestellt als „achtungsgebietender Vollzieher der Aus-

ſprüche der Staatsgewalt" und hatte die Aufgabe, alle Verdächtigen zu überwachen und der Behörde auszuliefern. Auf den Kopf des eingebrachten Übeltäters ſtand eine Belohnung, die mit der Höhe der verhängten Strafe wuchs. Da halb Ungarn mit der Waffe gegen den Kaiſer gekämpft, die andere Hälfte den Kampf unterſtützt hatte, ſo konnte faſt jeder Ungar zu jeder Stunde gewärtig ſein, vor ein Kriegsgericht geſtellt zu werden.

Eine „Zivilkommiſſion", die über wirtſchaftliche und kulturelle Fragen zu entſcheiden hatte, ſchien ihre Aufgabe darin zu finden, den Stolz des ungariſchen Volkes, das trotz der augenblicklichen Unterdrückung und Schmach ſich als Herrenvolk fühlte, zu demütigen. In prahleriſchen Berichten vermeldeten die verantwortlichen öſterreichiſchen Beamten nach Wien von der Ruhe, die im Lande eingekehrt ſei. Es war die Ruhe der Bajonette und des Kerkers.

Auch die geiſtigen Gebiete wurden von dieſer Not betroffen. In jeder wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Vereinigung witterte man Unbotmäßigkeit und politiſche Verſchwörung. Ein krankhafter Geiſt der Angeberei und des Spürertums kroch durch die Hörſäle ebenſo wie durch das einſame Studierzimmer des Gelehrten und die Laboratorien. Die Sitzungen der ungariſchen Akademie der Wiſſenſchaften und der naturwiſſenſchaftlichen Geſellſchaft wurden geſchloſſen. Die Geſellſchaft der Ärzte zu Peſt war die einzige, die unter den ſtrengen Augen der Polizei ihre Arbeiten fortſetzen durfte. Die mediziniſchen Fachorgane wurden verboten. Eine einzige untergeordnete Zeitſchrift ohne jede Bedeutung friſtete einige Jahre hindurch ein halbtotes Leben.

Irgendwie politiſch verdächtige Ärzte, auch wenn ihre Tätigkeit der Allgemeinheit unentbehrlich ſchien, mußten ſich perſönliche Kränkungen und Störungen ihrer Tätigkeit gefallen laſſen. Der Chirurg Balaſſa, einer der führenden Köpfe, wurde „wegen nicht gerechtfertigten politiſchen Be-

nehmens" aus der Professur entlassen und eingekerkert. Das geistige Leben Ungarns versank in eine allgemeine Lähmung. „Wir sahen einander nicht, keiner erfuhr von den wissenschaftlichen Bestrebungen des andern. Wir lebten wie in finsterer Nacht", sagt ein Pester Arzt von jenen Jahren. — —

Leicht, frei wie der Vogel in der Luft zog Dr. Semmelweis in seine Heimat ein: Nicht beschwert von irdischen Schätzen, die eine lange Spanne stellenloses Wartens und allerhand Ausgaben für Forschungszwecke gefressen hatten, aber auch nicht gehemmt durch kleinliche Vorurteile. Mit einer einzigen scharfen Handbewegung hatte er den Trennungsstrich gezogen zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Er empfand nur das eine: Entrückt allem, was ihm bisher das Leben verleidet hatte! Was kümmerten ihn die Besorgnisse der Freunde, die noch in letzter Stunde mahnten: Festige, was du geschaffen hast, veröffentliche deinen Vortrag, damit keiner rütteln kann an dem, was du als wahr hingestellt hast! Was gingen diese Besorgnisse Kleingläubiger ihn an? Es mußte nunmehr so kommen, wie es kommen sollte. Seine Ideen waren in die Allgemeinheit getragen, waren gesiebt und gesichtet und wohl aufgenommen worden. Jetzt mochten sie Wurzel schlagen. Er zog in das Land seiner Kindheit, an dem sein Herz hing, in das Vaterland, sich eine neue Zukunft zu gründen. Dort wollte er in reiner Luft, auf jungfräulichem Boden von frischem graben und aufbauen.

Aber das Vaterland war ein anderes geworden als das Land seiner Kindheit. Der gesunde, anregende Atem fröhlichen Forschertums, wie er immerhin in Wien lebte, hier war er erstickt unter dem Gifthauch politischer Willkür.

Die staatlichen Institute, von denen er gehofft hatte, sie würden sich ihm weit auftun, waren ihm, vorerst jedenfalls, verschlossen. Schlimmer noch: Die leitenden Männer hatten gar kein Verständnis für seine Gedankengänge. Ja,

es schien, als habe man in Ofenpest nicht das geringste von ihm und seinen Bestrebungen gehört.

Hofrat Birly, der Direktor der geburtshilflichen Klinik an der Universität, ein alter Herr aus der Schule Boërs, hörte ihn freundlich an.

„Sehr schön, lieber Kollege, was Sie sich da zurechtgemacht haben von Leichenübertragung und inneren Infektionen und Chlorwaschungen. Ich will Ihnen sagen, worauf es ankommt: Purgantien, lieber Kollege, Purgantien, das ist es, darauf kommt es an. Das bläue ich in jeder Vorlesung meinen Schülern ein. Die Unreinlichkeit der ersten Wege, das ist der Krebsschaden der Wöchnerinnen! Hätten Sie in Wien nicht die Purgantien so vernachlässigt, Sie hätten längst andere Erfolge zu verzeichnen."

„Aber, Herr Hofrat, Sie haben doch trotz der Purgantien auch hier Kindbettfieber gehabt, und zwar so schwer, daß Sie öfters die Klinik schließen mußten. Und das gerade, soweit ich berichtet bin, von den Jahren an, als auch in Pest die anatomischen Studien Aufnahme fanden."

„Alles Trugschlüsse, lieber Kollege. Glauben Sie mir, ich bin ein alter, erfahrener Mann, ich muß das wissen. Wenn ich will, kann ich Ihnen mit Zahlen alles beweisen."

Nicht weniger trostlos war der Eindruck in der geburtshilflichen Abteilung des St. Rochus-Hospitals, das der Universitätsklinik in den Ferien und in Zeiten der Not als Ersatz diente: Ein Kreißzimmer, daran anschließend zwei schlecht ausgestattete Wöchnerinnenzimmer, deren Fenster auf den Leichenhof mündeten. In einer Ecke auf ihrer Bettstatt eine eben Verstorbene, eine andere in den letzten Zügen, die übrigen vier Wöchnerinnen hoch fiebernd. Dazu mehrere Frauen mit allen möglichen Krankheiten, die Wäsche unsauber, das Pflegepersonal mürrisch und lässig.

Er saß bei dem Primarius des Hospitals in dessen Zimmer.

„Ja," tröstete der, „es sieht schlecht aus auf der Station, aber man muß halt alles machen! In erster Linie bin ich Chirurg, und das geht vor."

„Also versorgen Sie die Wöchnerinnen nach den Operationen und Verbänden?" fragte Semmelweis.

„Selbstverständlich!"

„Dann ist es kein Wunder, wenn das Kindbettfieber nicht aufhört", fuhr Semmelweis entsetzt auf.

Der andere zuckte die Achseln. „Dazu bin ich noch Gerichtsanatom. Allerdings, die klinischen Sektionen lasse ich meine Assistenten machen —."

„ — die hinterher die Wöchnerinnen untersuchen", fügte Semmelweis hinzu.

Er hatte genug von diesen Verhältnissen. Das schrie ja geradezu nach Säuberung! Hier war der Ort, wo er mit seiner Erfahrung Segen stiften konnte! Oh, wie wollte er Auskehr halten! Mitleid, Ehrgeiz, Tatkraft stritten sich in seinem erregten Innern. Ohne Verzug bewarb er sich mit Hinweis auf die Wiener Erfolge um die Stellung im Rochus-Hospital. Und im abendlichen Kreise ließ er seinem harten Urteil und seinem Groll freien Lauf.

Dieser Kreis bildete den Ruhepunkt für sein in Aufruhr geratenes Gemüt. Hier war er ganz Mensch, sorgloser, gutmütig genießender Mensch. Hier fand er sie wieder, alte und neue Bekannte, Gesinnungsgenossen, auch den treuen Markusovszky und Hirschler, den zweiten Studienfreund aus Wiener Tagen. Beide waren sie jetzt eingesessene Ofenpester Ärzte.

„Warum schreitet die Sanitätsbehörde nicht gegen diese haarsträubenden Mißstände ein? Warum macht man sie nicht aufmerksam und zwingt sie, Abhilfe zu schaffen?"

Man lachte. Bei der würde man kaum Verständnis für seine Ansichten finden.

Am nächsten Abend brachte Dr. Hirschler ein Büchlein

mit und legte es ihm vor. Er las den Titel: „Wegweiser in der Geburtskunde. Ein Handbuch für Landhebeammen von Dr. Karl Tormay, Oberphysikus der k. Freistadt Pest.“

Hirschler schlug eine Seite auf. Semmelweis las: „Wenn die Hebeamme zu einer Gebärenden gerufen wird, muß sie immer bei sich haben: 1. Mehrere Nabelbändchen, 2. eine Nabelschnurscheere, 3. eine zinnerne Klystierspritze, 4. einen Badeschwamm, 5. zwei Wendungsschlingen, 6. eine Bürste — — und sie vergesse ja nicht ihr Handbuch — —. Vor allem ist es notwendig, daß sich die Hebeamme nach den Umständen der Gebärenden erkundige, sie untersuche — —.“

„Hast du genug?“ fragte Hirschler.

„Ja“, sagte Semmelweis. —

Das also waren die Aussichten, die sich ihm in seiner Vaterstadt eröffneten. Leben mußte man. Es blieb bloß die Privatpraxis übrig. Aber es waren nicht viele, die den Weg in das bescheidene Sprechzimmer des jungen Frauenarztes fanden. Wer kannte den Dr. Semmelweis, ehemaligen entlassenen Wiener Assistenzarzt, wen kümmerte dieser Dr. Semmelweis, der grobkörnige Mann, der so wenig aus sich zu machen verstand, der gar nicht das einschmeichelnde Wesen, die Leichtigkeit der Formen besaß, die Frauen so sehr lieben, zumal wenn sie krank sind oder sich einbilden es zu sein — dieser Naturmensch, der einfach zu einer von Weltschmerz Angekränkelten sagte: „Gehen S' nach Hause, Gnädigste, trinken S' einen Baldriantee und schlafen S' sich aus“, oder der eine andere mit herzlichem Lachen entläßt: „Freuen S' sich, Gräfin, daß ich mich neulich in meiner Diagnose geirrt hab'. Es handelt sich nur um eine kleine Entzündung im Leib. Hätte ich recht behalten, wären Sie ein Kind des Todes gewesen.“ Shocking! Ein solcher Mann hätte lieber Holzknecht werden sollen als Frauenarzt! —

Es war ein harter Anfang. Zwar, langsam mehrten sich die geburtshilflichen Fälle, deren glücklicher Aus-

gang für Mutter und Kind nur seiner Kunst zu danken war. Nicht selten streckten ihm junge Frauen, besonders aus armen Kreisen, auf dem Spaziergang lachend ihre Neugeborenen entgegen. Auch in der Ärzteschaft wurde man mehr und mehr auf ihn aufmerksam und zog ihn zu Beratungen und Hilfeleistungen hinzu. Aber was wollte diese Tätigkeit besagen gegen die gewaltige Arbeit, nicht abbrechend Tag und Nacht, in der Klinik, was wollte sie vor allen Dingen besagen gegen das, was er sich an Erfolgen hier in Ofenpest erträumt hatte? Seine Kräfte sehnten sich nach Erfüllung und fanden sie nicht. Anfangs wehrte er sich wohl gegen das ihm aufgezwungene Geschick mit all' dem Aufbegehren, dessen sein wallendes Herz fähig war. Allmählich ließ die innere Spannkraft nach. Was hatte die Quälerei, das ewige Ringen für einen Zweck? Er empfand mit einer Art Grauen: Er verzagte an Leben und Zukunft, er kam sich wurmstichig vor, haltlos preisgegeben allen widrigen Winden. Nicht mehr packte er die Dinge und die Widerwärtigkeiten frisch an, sondern ließ sich treiben von ihnen. Die Freude an Beruf und Wissenschaft machte stumpfer Gleichgültigkeit Platz. Selten flog ein Brief hinaus von seinem Schreibtisch in die große Versammlung der alten Freunde, die doch auf ein Wort von ihm lauschten, und wechselseitig erstarb die Verbindung mit der Welt, in der er einstmals, ein Mensch von starkem Wollen, lebendig gelebt hatte. Keine Zeile, kaum ein Gedanke gab ihm selber Zeugnis von dem, was früher seinen Geist inbrünstig bewegt, ihn zu stolzen Hoffnungen emporgetragen hatte. Das ruhte irgendwo da draußen, verweht im Wüstensand des Vergessenseins. Mochten andere danach suchen, wenn sie Lust hatten, und seine verlorenen Schätze heben. Seine Seele war müde und matt, verwelkt an der Kläglichkeit des äußeren Daseins.

Aber der Körper verlangte nach Beschäftigung. Das Blut staute sich ihm in den Adern bis zum Bersten. Die Muskeln, an ununterbrochener Tätigkeit gewöhnt, hingen ihm schwer wie Fremdkörper an den Knochen.

Es war Winter. Man tanzte, man genoß gleichsam im Rausch jede Stunde, die das Elend des Tages vergessen machen konnte. Der Rückschlag auf das Leid und die Unterdrückung des Vaterlandes löste in allen Kreisen des ungarischen Volkes das Bedürfnis nach Zusammenschluß und Geselligkeit aus. Der junge Dr. Semmelweis war überall zu sehen, wo es ehrliche Männer, schöne Frauen, wo es einen guten Trunk und offenes Wort gab. Auf keinem Ball fehlte er und war der eifrigsten Tänzer einer. Das Sprichwort ging, er wechsle an jedem Tanzabend dreimal den Hemdkragen, so sehr strenge er die Schweißdrüsen an. Das brachte ihn über die Enttäuschungen der Gegenwart hinweg.

Im Frühjahr fand ihn jeder Tag auf der Reitbahn. Nicht sonderlich gelenkig in seiner stiernackigen Körperlichkeit, setzte er grade deshalb seine Ehre darein, als kecker und guter Reiter zu gelten. Er ritt mit Vorliebe Gäule, denen er nur in dem Willen, sie zu meistern, überlegen war. Bei solchem Unternehmen wurde er gelegentlich aus dem Sattel geworfen. Mit schmerzendem rechten Unterarm und unfähig, den Arm zu bewegen, erhob er sich. Die Untersuchung stellte einen Bruch des einen Unterarmknochens fest. Das Unglück hätte größer sein können, tröfteten ihn die Freunde. Dennoch war es kein bedeutungsloser Zufall für ihn, der als Arzt auf die volle Gebrauchsfähigkeit der Arme angewiesen war. Der Schaden heilte bald. Wenn auch keine dauernden Folgen zurückblieben, vier Wochen der Arbeit und der daraus entspringenden Einnahmen waren immerhin ein hoher Preis für den Zwischenfall.

Der Sommer kam. Was tummelte es sich herrlich in den kühlen Wellen der Donau! Welche Verlockung war es, mit kühnem Sprung sich vom Laufbrett in die Flut zu stürzen und gegen den schnellfließenden Fluß anzukämpfen. Das Schwimmen wurde ihm fast zur Leidenschaft. Das stählte den Mut und die Sehnen, das hob

ihn, getragen vom Element und gleichzeitig es besiegend, in rieselndem Behagen über die Kleinlichkeit der Alltagssorgen empor. Oft zog es ihn vormittags und nachmittags in die geliebte Donau. Aber wieder verfolgte ihn das Mißgeschick. Beim Anlauf glitt er auf der glatten Planke ab und brach den rechten Oberarm.

Der Fall wog schwerer als vor einem Vierteljahr. Der Arm blieb wochenlang im Schienenverband, ausgeschaltet von jeder Tätigkeit, und mehrerer Wochen schmerzhafter Übungen bedurfte es hinterher, die Gelenke wieder beweglich zu machen. Abermals lief das Rad seines Lebens in verzweiflungsvoller Leere, abermals war er auf lange von jeden Einnahmen aus seinem Beruf abgeschnitten, ein Geschick, das ihn um so härter traf, als es ihm innerhalb weniger Monate zum zweitenmal begegnete. Er haderte mit sich selber: Nichts blieb ihm erspart, sogar der armseligen Sorge um das nackte Leben fand er sich jetzt gegenüber, er, der rüstige Mann, der kraftvolle Geist, der sich furchtlos gestemmt hatte gegen so viele, die als Mächtige erfolgreich auf den Höhen wandelten.

Aber die körperliche und seelische Not bewirkte ein gutes. Sie rüttelten alle schlummernden Kräfte in ihm wach. Ein dicker Strich mußte gemacht werden unter diesen Zeitabschnitt im Buch seines Lebens. Vergessen sollte er sein, ausgelöscht für immer. Ein neues Kapitel, geschrieben auf reinem Blatte, begann!

Langsam, tastend fühlte er sich aus der Dunkelheit heraus. Noch leise widerstrebend nahm er die Arbeit auf, gewann Mut, allmählich Freude, klammerte sich an diese und jene wissenschaftliche Frage und schöpfte sie aus, bis das Bewußtsein eigenen Wertes ihn zu gesteigertem Schaffen trieb.

Und siehe, mit dem Genesen des seelischen Menschen ging der wachsende Erfolg Hand in Hand. Frauen, die er mit seinem festen Können sicher den schmalen Weg zwischen Tod und Leben geführt hatte, trugen seinen Ruf

weiter. Man holte ihn an das Krankenbett, man holte ihn zu ſchwierigen Geburten. Der alte Hofrat, der bisherige Alleinherrſcher, wich langſam in den Hintergrund. Er war einer geworden, der über der Maſſe ragte.

Das Ziel ſeiner Wünſche lag nicht mehr in unerreichbarer Ferne. Im Rochusſpital geſtalteten ſich die Verhältniſſe immer unleidlicher. Die Verwaltung mußte mit Rückſicht auf Bevölkerung und eigene Verantwortung ſich zu eingreifenden Maßnahmen entſchließen. Die Trennung der chirurgiſchen und der geburtshilflichen Abteilung mußte endlich Tatſache werden. Kein anderer Bewerber kam für die neue Stelle in Betracht. Mit Beginn des Jahres trat man mit ihm in Verhandlung, und als der Lenz wieder ſeine Blüten über Berg und Stadt und Donautal ausſchüttete, wurde er als „unbeſoldeter Honorarprimarius“ zum Leiter der geburtshilflichen Abteilung des St. Rochus-Hoſpitals ernannt.

8.

Wie Sturmwind fuhr der neue Geiſt durch die alten Räume des Rochus-Hoſpitals und fegte den Staub aus den Ritzen der Dielen und den Seelen der Menſchen. Wenn der Leiter der frauenärztlichen Abteilung wuchtigen Schrittes über die Schwelle ſchritt und unter den zuſammengezogenen Brauen die Blicke über die Betten ſchickte, dann war es, als halte er Gericht ab über die Sünden jahrelanger Mißwirtſchaft und Pflichtverletzung.

Das Perſonal zitterte und duckte ſich, ſolange es die Macht ſeiner Perſönlichkeit fühlte. Aber im Innern bäumte es ſich auf gegen den neuen Herrn. Das war doch früher auch ganz gut gegangen, und man hatte viel bequemer gelebt! Warum mußte ſich der Primarius um alle die einzelnen Dinge kümmern, die ihn gar nichts angingen? Doch der Primarius kümmerte ſich darum

und zwang die Läſſigen jeden Tag rückſichtslos und hart zur Pünktlichkeit und Sauberkeit. Ach, es waren nicht bloß die Wärterinnen, mit denen er dieſen täglichen ermüdenden Kampf führte. Heute erſt wieder hatte ſich der erregte Zwiſchenfall mit dem Aſſiſtenzarzt abgeſpielt. Da fieberte eine Patientin, und der junge Doktor geſtand ein, er habe, ohne die vorgeſchriebene Waſchung vorgenommen zu haben, die Wöchnerin unterſucht. Alſo *das* war der Erfolg ſeiner Mühen! Der Frevler verdiente nur eines — eine einzige Handbewegung, *ein* Wort: Hinaus!

Dr. Semmelweis war ſehr verzagt. Er trat an das Fenſter und ſtarrte durch die Scheiben. *So* ſah ſein Königreich aus: Drei elende Zimmer mit dem Ausblick auf einen Leichenhof. Man hatte ſich früher wohl etwas anderes geträumt! Wenn man nur bis zur Erſchöpfung arbeiten, wenn man die überſchüſſige Kraft ausnützen könnte! Aber was beſagten die zweihundert Geburten im Jahr, die einem von der geburtshilflichen Univerſitätsklinik halb aus Gnade überlaſſen wurden, für einen ſchaffensfreudigen Geiſt? Er mußte ein größeres Feld beruflicher Betätigung finden, ſonſt ging er zugrunde. Das fühlte er.

Und inbrünſtig verfolgte er in der Fachpreſſe alle Nachrichten über die Erledigung leitender Stellen in Kliniken. Mehrmals hielt er bereits die Feder in der Hand, ſich zu bewerben. Er legte ſie immer wieder hin, ohne den Entſchluß ausgeführt zu haben. Er konnte nicht ſchreiben. Es fehlte ihm der Mut dazu. Eines Tages blieb der Blick auf einer Mitteilung haften: Der Leiter der Hebeammenklinik in Prag geſtorben! Dort war Gelegenheit, die Kräfte auszubreiten. Dort auch kannte man ihn, ſeine Arbeit, ſeine Verdienſte. Dort, an Ort und Stelle, konnte der Kampf mit den Gegnern von der Univerſitätsklinik ausgefochten werden. Vergeſſen war alle Zagheit. In ausführlichem Schreiben ſchickte er ſeine Bewerbung ein, und als keine baldige Antwort erfolgte, fuhr

er selbst nach Prag. Man behandelte ihn sehr kühl. Nach vier Wochen traf eine glatte Ablehnung ein unter der Begründung, er sei nicht geeignet, weil er die tschechische Sprache nicht beherrsche.

Auch diese Hoffnung war gescheitert. Schwer drückte ihn die Enttäuschung, aber er war nicht der Mann, sich tatenlosem Nachtrauern hinzugeben. Es gab Ersatz für das Verlorene. Mit der ganzen Wucht seines Willens und der Arbeitsfreudigkeit warf er sich auf ein Gebiet, das ihm bisher ferngelegen hatte. Die meisten Fälle auf seiner Abteilung waren nicht geburtshilfliche, sondern Fälle von Frauenkrankheiten. Nun galt es, diese nutzbar zu machen. Je mehr er sich damit beschäftigte, um so größere Anregung und Freude schöpfte er aus dieser Tätigkeit. Gelegentlich, nach der Operation einer unbedeutenden Geschwulst an einem weiblichen Organ, trat Fieber auf. Das Ereignis beschäftigte seinen Geist Tag und Nacht. Wo kam das Fieber her, wie konnte man sich gegen derartige Zufälle schützen?

Er griff auf seine geburtshilflichen Erfahrungen und Ideen zurück: Bei einer Entbindung setzte die Natur oder der Geburtshelfer Wunden, die eine Eingangspforte bildeten für irgendwelche schädlichen Stoffe. Bei einer Operation war es der Operateur, der künstlich diese Wunden schaffte. Wie — konnte sich derselbe Vorgang nicht wiederholen? Konnten nicht die künstlichen Wunden ebenfalls Pforten für eindringende kadaveröse Teilchen sein? Und wodurch konnten die letzteren übertragen werden? Zweifellos durch die Finger des Operierenden oder durch Instrumente oder sonstige Geräte!

Bei der nächsten Operation schon wurden dieselben Vorsichtsmaßregeln wie bei einer Entbindung angewandt. Kein Schnitt wurde mehr ausgeführt, ehe nicht Hände und Instrumente auf das peinlichste durch Chlorlösung desinfiziert waren.

Niemand außer einem kleinen Kreise befreundeter Be-

rufsgenoſſen erfuhr davon. Dem Manne der Tat genügten die eigenen Erfolge, und er fand die größte Befriedigung in dem Einklang des eigenen Gewiſſens.

Vier Jahre arbeitete er ſo, beſcheiden, doch nicht unbeachtet von maßgebenden Perſönlichkeiten und der Öffentlichkeit, unter beſchränkteſten Verhältniſſen.

Da ſtarb plötzlich Profeſſor Birly — ein guter, ehrenwerter Mann, bis zum letzten Atemzuge eigenſinnig befangen in altehrwürdigen Begriffen, ſeit langem nicht mehr fortgeſchritten mit den Errungenſchaften der Wiſſenſchaft. Es fehlte der Klinik die ſtraffe führende Hand, es fehlte den Studenten der Lehrer.

Nur einer kam in Betracht, der die Laſt dieſer Erbſchaft auf ſich nehmen konnte. Die Wiener mediziniſche Wochenſchrift gab dem Ausdruck in einem kurzen Aufſatz aus Ofenpeſt: Sowohl ärztliche Stimmen als auch die öffentliche Meinung bezeichnen unſeren ausgezeichneten, in Theorie und Praxis gleich tüchtigen Geburtshelfer Dr. Semmelweis als denjenigen, der wahrſcheinlich für die genannte Lehrkanzel beſtimmt werden dürfte.

Und ſo geſchah es. Einige Monate ſpäter, ohne daß er ſich darum bemüht hätte, erhielt Dr. Semmelweis ſeine Berufung als Profeſſor der Geburtshilfe an der Hochſchule zu Peſt. Er nahm mit ſchwerem Herzen an. Wohl war abermals eine Stufe zu dem Ziele ſeines Lebens erſtiegen, aber er war ſich bewußt, es waren zunächſt nicht Freude und Erfolg, was ihm winkte, ſondern, wie bisher immer, Mühe und Kampf.

Seine tiefſtehenden Erwartungen wurden durch die Wirklichkeit übertrumpft. Die Zuſtände, die er vorfand, waren unwürdig einer ſtaatlichen Anſtalt, unwürdig der Menſchen, die darin Befreiung von ihren Leiden ſuchten. Lage und Einrichtung ſpotteten nicht bloß jeder geſundheitlichen Anforderung, ſie waren ein Hohn auf die Menſchlichkeit: Fünf meiſt einfenſtrige, dicht mit Betten beſetzte Zimmer im Hinterhauſe des großen Fakultätsgebäudes

über dem anatomischen Seziersaal und den chemischen Laboratorien, die ihre heißen Schornsteine durch die Wände der Krankenzimmer führten! Die Ärzte mußten zwischen den Betten unter den Blicken der anderen Insassen ihre Pflicht ausüben. Eine ausgiebige Lüftung war unmöglich, denn der Hof, auf den die Fenster mündeten, war eine Fangstätte für die Abwässer der Anatomie und Chemie, für menschliche Abfälle und die jauchigen Rückstände der ganzen Gebäudeanlage. Ein stinkender Brodem stieg daraus empor.

In dieser Umgebung sollte er arbeiten mit Pflegerinnen, die, wie ihm der erste Tag in der Klinik bewies, nicht seine Helferinnen waren, sondern bewußt oder unbewußt seine Erfolge in Frage stellten. Es begann dieselbe mühselige, aufreibende Erziehungstätigkeit unter genau denselben Hemmungen und Widerständen wie im Rochus-Hospital. Jede der Angestellten erhielt ihre bestimmte Aufgabe Tag für Tag, deren Ausführung genau überwacht wurde.

Dennoch begegnete es ihm, daß er eine der Pflegerinnen eine eben aufgenommene, in Wehen liegende Frau untersuchend antraf. Das durfte keine ohne Erlaubnis tun. Er stutzte.

„Sind Sie nicht die Wärterin, der ich die Wöchnerin mit dem brandigen Riß zur Pflege gegeben habe?“

Das Mädchen begann zu weinen. Ihn erfaßte eine maßlose Wut. Daher die Fieberfälle, die er sich nicht zu erklären wußte, die ihm sein Schaffen verleideten und ihm den Schlaf raubten! Schon in diesen ersten sechs Monaten waren es fünf Fälle — fast mehr, als er in den letzten vier Jahren im ganzen zählte. Nun kannte er keine Rücksicht mehr. Er kannte nur Befehlen, Drohen, Strafen. Gegen jede Verfehlung oder Nachlässigkeit ging er mit unnachsichtlicher Härte vor. Seine Handlungsweise tat ihm selbst weh. Was hatten seine Empfindungen mit seiner Pflicht zu tun! Hier handelte es sich um Höheres.

Zu diesen Widerwärtigkeiten im eigenen Hause gesellte sich die Verständnislosigkeit der Behörden gegen seine Wünsche. Er hatte sie früher so oft erfahren. Weil er sie voraussah, hatte er sich so abwartend bei seiner Berufung verhalten.

Es mangelte an allen Enden, es mangelte in erster Linie an Bettwäsche. War es doch nicht möglich, alle Wöchnerinnen zu gleicher Zeit mit frischen Unterlagen zu versehen. Alle begründeten Eingaben, alle Gesuche blieben vergeblich. Mit einer Art schadenfroher Überlegenheit ließ man ihn warten. Er war nicht der Mann, bettelnd zu warten, wo er Recht forderte. Kurz entschlossen kaufte er hundert Bettücher und Überzüge und schickte die Rechnung der „zuständigen Stelle" ein.

Das gab eine gewaltige Aufregung. Hatte man jemals von einer derartigen Anmaßung eines „nachgeordneten Organs" gehört? Die Herren Sekretäre und Räte schüttelten zu dem ernsten Fall die Köpfe, einige lächelten wohl auch vergnüglich, und ein hohes Ministerium, dem die Angelegenheit „zur letztinstanzlichen Begutachtung" unterbreitet wurde, entschied dahin, daß dem eigenmächtigen Professor Semmelweis die Liquidation zur eigenhändigen Begleichung zurückzureichen sei.

Der lachte gewaltig auf, ließ das Schriftstück zur allgemeinen Erheiterung an der Stammtischrunde kreisen und schickte es einem hohen Ministerium „gehorsamst" zurück mit der Bemerkung, er habe die Wäsche nicht für sich, sondern für die Klinik gekauft und werde nicht zahlen, sondern im Notfalle die Öffentlichkeit anrufen. Den schriftlichen Verweis, den er daraufhin empfing, warf er verächtlich ins Feuer.

Dem Satyrspiel folgte bald die Tragödie. Wiederum griff das Fieber mit grausamer Hand in die Schar der jungen Mütter. Nicht weniger als sechzehn von ihnen raffte es im Lauf eines Jahres hinweg. Tag für Tag rollten sich in nervenzerrüttender Gleichförmigkeit dieselben

Szenen ab: Der Professor und die Ärzte verzagt und verbittert, das Personal zitternd vor den Anschuldigungen, eifrig bis zur Selbstaufopferung, ein gegenseitiges Beobachten, ein Suchen nach den Ursachen — und bei jedem neuen Fall neue Erregung. Es war beim besten Willen keine Verschuldung auf irgendeiner Seite festzustellen. Und doch mußte die Ansteckung durch äußere Geschehnisse stattfinden.

Bei einem Rundgang fiel dem Professor der üble Geruch an einem Bett auf. Er ließ sich die Bettwäsche zeigen.

„Ist dieses Bettuch heute frisch untergelegt?"

Die Wärterin erblaßte. „Ja, Herr Professor, wie es angeordnet ist. Wir erhalten die Wäsche so schlecht gereinigt!"

Er rief die Oberin und ließ sich den Wäschevorrat zeigen. Vom Fleck weg packte er einige Stücke ein und begab sich in die Statthaltereiabteilung, der die Verwaltung der Klinik unterstellt war. Er ließ sich beim vorstehenden Rat von Tandler melden. Langsam breitete er vor dem entsetzt Zurückweichenden die Bettücher aus.

„Ich wollte mir nur erlauben, Herr Rat, Ihnen einige übelriechende Beweisstücke für die Notwendigkeit besserer Reinigung ad oculos et nares zu demonstrieren."

„Aber was soll ich damit, verehrter Herr Professor?"

Dem Professor stieg das Blut zu Kopf. „Was Sie damit sollen, Herr Rat? Mir wurde gesagt, Sie hätten trotz Einspruchs die Reinigung dieser Wäsche unserem alterprobten Wäscher aus Geldrücksichten genommen und sie dem Mindestfordernden übertragen. Sehen Sie: Dies ist die Folge davon. Und die weitere Folge ist, daß sechzehn blühende Frauen ihr Leben lassen mußten — und Sie tragen einen Teil der Schuld, Herr Rat — —."

In ganz kurzer Zeit war Abhilfe geschaffen. Ja, man bewilligte sogar der Klinik erhebliche Mittel zur „Neuanschaffung von Bettfournituren und Leibwäsche" und

— ging dem Professor Semmelweis vorsichtig aus dem Wege.

Einen kleinen Ausgleich für diese Mißhelligkeiten des klinischen Betriebs bot ihm die Tätigkeit als akademischer Lehrer. Freilich, auch hier fühlte er bedrückt die Unzulänglichkeit seines Könnens. Nicht, weil für seine Vorlesungen kein eigener Hörsaal zur Verfügung stand, — man zog einfach in irgendeinen Saal, der gerade frei war! —, sondern weil ihm die Gabe flüssigen und leicht verständlichen Vortrages, die lückenlose Beherrschung der Sprache versagt war. Dazu gesellte sich ein hemmender Umstand: Die Vorlesungen fanden gemeinsam statt vor zwei Gruppen von ganz verschiedener Vorbildung, vor Studenten und Hebammenschülerinnen. Bewegte er sich mit jenen noch auf derselben Stufe allgemeinen Wissens und medizinischen Denkens, so war es ihm völlig unmöglich, sich dem geistigen Verständnis des weiblichen Teils seiner Zuhörerschaft anzupassen. Er war sich dessen bewußt. Dadurch kam eine gewisse Befangenheit über ihn. Und diese suchte er durch Schroffheit zu verdecken.

Die armen Schülerinnen waren nicht zu beneiden. Mit Zittern und Bangen sahen sie jeder Unterrichtsstunde entgegen. Zwar hatte man nicht eigentlich Furcht. Denn im Grunde seines Herzens war der Professor gutmütig und leicht versöhnbar. Aber wenn er durch eine falsche Antwort oder sonstwie gereizt wurde, dann konnte es wohl geschehen, daß eines der unglücklichen Opfer sehr kränkend mit irgendeinem harmlosen Tier verglichen wurde. Dann hub ein großes Schluchzen an und die Tränendrüsen traten in Tätigkeit.

Aber wenn bald darauf der Professor sie am Krankenbett um sich sammelte, war alles vergessen. Wie konnte er, ganz kurz und schlagend, den Fall bis in seine Einzelheiten aufdecken. Sein ganzes Wesen war dann Freundlichkeit. Je mehr man ihn fragte, um so lebendiger wurde

er. Und wenn er eine sah, deren Wangen noch von einer Träne glänzten, nahm er sie unter den Arm und tröstete sie.

Und gerade so war es bei den Studenten. Auf dem zugigen Korridor an der offenen Treppe, zwischen Waschhütten und aufgestapelten Bettstellen, wurde am Becken-Phantom geübt. Keine Mühe war ihm zu viel, wenn er etwas zeigen oder erklären sollte. Immer wieder mahnte er: „Fragen Sie, meine Herren, solange noch irgendein Zweifel oder eine Unklarheit herrscht. Sie nehmen als Ärzte eine furchtbare Verantwortung auf sich. Wenn der Jurist nichts leistet, kostet es Geld, beim Mediziner Menschenleben."

Am schönsten aber waren die Minuten — und das geschah an jedem Tage —, in denen er auf das Kindbettfieber und seine Lehre darüber zu sprechen kam. Seine Augen leuchteten, der ganze Mensch wuchs in Überzeugung und Begeisterung aus sich heraus, die Art seiner Rede war packend und erhebend zugleich. Diese Klarheit, diese Sachlichkeit mußte jedem einleuchten, der es nur wollte, das nahm man als unvergeßliches Erbteil aus der Klinik mit in die schwere Zukunft als Landarzt oder als Hebamme. —

Es war ein heißer Augusttag. In den Krankenzimmern herrschte eine fürchterliche Schwüle. Die dicke, glutgesättigte Luft schien still zu stehen, durch die Fenster brannte die Sonne, die durch die Schornsteine erwärmten Mauern strömten ihre Hitze aus. Die Betten der Wöchnerinnen waren dicht aneinander geschoben. Auf dem Querbett vor dem sitzenden Professor lag eine in Wehen sich windende Frau, fertig zur Operation. Das Zimmer und die Flucht der Räume bis an die Treppe waren dicht gefüllt: Kopf an Kopf drängten sich wohl an die dreißig Studenten und doppelt so viel Hebeammenschülerinnen, die sehen und lernen wollten. Sie umstanden den Professor, um keines seiner Worte zu verlieren, sie standen auf Stühlen und auf den Rändern der Betten.

Dem Professor rann der Schweiß von der Stirn. Eine Wärterin fuhr ab und zu mit einem Tuch darüber hin. Eine eigentümliche Schwere lastete auf ihm. Für Sekunden verschwammen die Bilder ringsum. Noch einmal tauchte er die Hände in das Chlorwasser und schickte sich an, die Zangenlöffel anzulegen. Da wurde ihm schwarz vor den Augen. Der Griff entfiel seinen Händen, der schwere Körper sank ohnmächtig zu Boden. Man trug ihn weg. Der Assistent führte die Operation zu Ende.

Es war für jeden Einsichtigen klar: Diese Zustände waren unhaltbar. Es mußte eine Änderung eintreten. Unter den jetzigen Umständen konnte er keine ersprießliche Arbeit leisten, nicht für die ihm anvertrauten Frauen, nicht für seine Schüler, nicht für sein Lebenswerk. Aber wohin er blickte, überall türmten sich ihm unüberwindliche Widerstände auf. Die Behörden verhielten sich völlig ablehnend. Es fehlte angeblich an Geld für einen Neubau. Eine Eingabe an das Professorenkollegium war erfolglos geblieben. Er fühlte sich fremd in seinem Wirkungskreise, in der Vaterstadt.

Um diese Zeit starb in Wien Professor Klein, sein ehemaliger Vorgesetzter. Der Lehrstuhl in der Klinik, an der er noch jetzt mit allen Fasern hing, war frei. Sein Herz jubelte, seiner Sehnsucht wuchsen Schwingen: Das war der Platz, auf den er gehörte. Er fühlte, wie seine Kraft sich schon in dem Gedanken an die Arbeit dort entfaltete. Dort saßen die alten Freunde, dort hatte die Ärzteschaft ihm gehuldigt in offener Anerkennung seiner Gedanken. Würden sie ihn jetzt rufen — zurückrufen dahin, von wo er, gekränkt bis in die Tiefe seiner Seele durch selbstsüchtige Dunkelmänner, voll von Bitterkeit geschieden war? Es konnte ja gar nicht anders sein. Das würde ein Arbeiten werden aus schöpferischer Fülle frischen wissenschaftlichen Lebens, Hand in Hand mit den Großen seines Berufs, mit denen er schon damals ein gut Stück Weges gewandelt war!

Aber die Rokitansky, Skoda, Hebra und wie sie hießen, die einstigen Mitkämpfer — sie schwiegen. Der Treulose in Pest, der ihnen zugleich ein Narr war, der damals wie ein schlechter Verwalter davongelaufen war aus seinem Weinberg, der in den dazwischenliegenden sechs, sieben Jahren nicht einmal seine Stimme erhoben hatte, anstatt sein Recht und seine Überzeugung hinauszuschreien in die Welt — nein, der war nicht wert einer so großen Aufgabe, wie sie die Wiener geburtshilfliche Klinik bedeutete. Man überging ihn.

Auf der Höhe der Erwartung und seelischen Spannung erreichte ihn die Nachricht von der Wahl eines anderen. Es war die schlimmste Nachricht, die ihn treffen konnte: Von den drei Anwärtern, die von der Fakultät zur Wahl vorgeschlagen waren, hatte man Professor Braun erwählt, Braun, seinen früheren Mitarbeiter und Nachfolger als Assistenzarzt an der Wiener Klinik, der ihn verleugnet hatte und einer seiner erbittertsten persönlichen und sachlichen Gegner geworden war.

Das war nicht bloß eine Enttäuschung, das war Hohn! Aus den leuchtenden Wolken seiner Hoffnungen stürzte ihn das Schicksal in die Tiefe schwerster Demütigung. Kein Lichtschimmer wies ihm mehr den Weg, das Ziel seines Lebens schien verloren, der Zweck seines Schaffens und seines Ehrgeizes vertan. Er haßte die Menschen, seinen Beruf, sich selbst.

Sinnlos, haltlos wütete er gegen Körper und Geist. Er suchte im Wein sich zu betäuben. Er schlug mit den Fäusten gegen die Wand und lachte über sich und die anderen. Dann wieder vergrub er sich in dumpfes, tatenloses Brüten. Noch schlimmer als die Tage waren die Nächte — diese Nächte, in denen ihn die Verzweiflung mit ihren Krallen packte und würgte —.

Er war zum Sterben müde. Endlich kam auch ihm die erlösende Nacht. Ein langer, traumloser Schlaf nahm ihn in seine weichen Arme. Als er die Lider öffnete,

atmete er auf, als sei er von schwerer Erkrankung genesen. Er übergoß den Körper mit kaltem Wasser und fühlte das Blut durch die Adern rieseln. Er trat an das Fenster. Da lag vor ihm die erwachende Welt, geküßt vom ersten Sonnenschein des jungen Tages. Ein Vöglein schmetterte in heller Daseinsfreude sein Lied aus voller Brust. Etwas seltsames, unerklärliches vollzog sich in seinem Innern: Wie eine Schuppenhaut fiel es von ihm ab. Er sah mit anderen Augen, er fühlte mit anderen Sinnen. Sein Herz war frei und öffnete sich aller Herrlichkeit, die sich ihm darbot. Eine große, nie empfundene Dankbarkeit füllte mit wallender Sehnsucht seine Seele und riß ihn aufwärts, daß er beide Arme weitauf von sich warf in Willen und Kraft: Wie bin ich gesegnet vor vielen, daß ich ringen darf und daß ich schaffen darf, schaffen um Menschenleid und Menschenleben! Was lockt mich ein trügerischer Dämon in die Ferne? Der Mensch ist immer derselbe, wo er auch sei, wenn er sich nur fest einzustellen vermag. Aus der Tiefe des Unterbewußtseins schlichen sie heran, alle die Erinnerungen an das, was er gewesen und geworden war, an Kindheit und Jugend, die Zeit der Entwicklung und des Vollbringens, an Eltern, Geschwister, Freunde und die Tausende, die er in heißer Menschen- und Arztesliebe in langen bangen Jahren sorgend umfaßt hatte. Alle, alle waren sie ein Teil seiner selbst geworden. Und sie wollte er im Stich lassen? Nein — nicht in der Fremde, hier war sein Platz!

Es war eine zweite Geburt, die er in dieser Stunde erlebte. Er wurde sich selbst und der Heimat wiedergeboren.

Von nun an hatte er nur ein Streben: Für die Heimat zu wirken und von der Heimat aus für die Menschheit. Eine Freundlichkeit und Würde, wie sie bisher nie zutage getreten war, ging von ihm aus. Die Schwierigkeiten in Beruf und Klinik lösten keine Bitterkeit mehr in ihm aus, und allem, was unüberwindlich schien, setzte er eine zähe, immer geduldige Tatkraft entgegen.

Das Schickſal beugte ſich ihm. Was er früher mit verzehrendem Verlangen erſehnt hatte, fiel ihm jetzt, da er nicht mehr darnach begehrte, als reife Frucht in den Schoß: Im Auftrage der Univerſität Zürich bot ihm Profeſſor Moleſchott den erledigten Lehrſtuhl der dortigen geburtshilflichen Klinik an. Dankbar bewegt lauſchte er auf, aber ohne Zögern ſchrieb er den Abſagebrief.

Und es ſchien, als ob endlich ein gütiger Stern dauernd den Weg dieſes unſteten, in ewigen Widerſprüchen ſich zerreibenden Lebens mit mildem Schimmer erhellen wollte: In einer Abendgeſellſchaft ſtand ſie vor ihm, die er bisher nie geſehen, halb ſo alt wie er, faſt noch ein Kind, die Tochter einer angeſehenen, wohlbegüterten Familie, ein Bild lieblicher Anmut. War es die Mädchenhaftigkeit, die aus ihren guten Augen ſprach, ihr reines und doch kluges Weſen, das ihn beim erſten Anblick gefangen nahm? Er wußte nur das eine: Wenn ſie ihm mit ihrer lieben Hand über die Stirne ſtreichen würde, dann wäre aller Zwieſpalt in ihm gelöſcht. Und wenn er für ſie ſorgen, ihr jeden Stein von den Füßen wegräumen dürfte — ja, das müßte ein Ziel ſein, vor dem alle anderen verblaßten.

Nach vier Wochen gab Profeſſor Semmelweis ſeine Verlobung mit Fräulein Marie Weidenhofer, Kaufmannstochter aus Ofenpeſt, bekannt.

9.

Im Wohnzimmer des jungen Paares Semmelweis ſaß um den von der Öllampe gemütlich erhellten Tiſch eine kleine Herrengeſellſchaft. Die Frau Profeſſor war die einzige Dame in dem Zirkel. Von den Herren mit vertraulicher Ehrerbietung behandelt, beteiligte ſie ſich wenig an der Unterhaltung, ſondern lauſchte meiſt beſcheiden von ihrem Sofaplatz aus, was die Herren verhandelten.

Desto lebhafter zeigte sich ihr Gatte. Man war wieder bei den Wiener Jahren gelandet, dieser unvergeßlichen, sehnsuchtsvoll in die Seelen eingepflanzten Zeit. Der Professor gab lustige Geschichten aus den Kreisen der Regierung und der Universität zum besten, und wenn er mit seinem trockenen Humor oder auch mit leicht überlegenem Spott, unterstützt von dem neuernannten Ministerialrat Dr. Markusovszky und von Dr. Hirschler, dem zweiten Wiener Getreuen, die Persönlichkeiten der damals Großen nachahmte, dann wollte der Beifall kein Ende nehmen. Er selbst lachte mit, herzhaft, jungenshaft.

Man saß nicht trocken, und der trunkfeste Hausherr ging den Gästen mit gutem Beispiel voran, trank ihnen zu, nötigte und war unermüdlich im Einschenken. Die Stimmung schlug höhere Wellen. Irgendein Wort fiel wie ein Funke zwischen die Geister und zündete. Die Ansichten prallten aufeinander und lösten sich wieder. Durch die sonst so ruhigen Räume brauste ein Lautgetümmel wie in einem Kampfe, unterbrochen von Salven schallender Heiterkeit.

Der Born der Anregungen schien unerschöpflich. Wohin man blickte, auf jedem Gebiete, überall regte sich neues Leben. Und die Hauptsache war: Man hatte sich zu innerer Freiheit durchgerungen, man war wieder aufnahmefähig, man konnte wieder lachen, dem Unterdrücker, der noch immer seine eiserne Hand unerbittlich auf dem Lande lasten ließ, zum Trotz und zum Hohn. Die unverwüstliche Kraft des Volkes brach allenthalben, nicht bloß in den Schichten der geistig Führenden durch. Die Lähmung des Entsetzens, die das Zeichen der ersten Jahre nach der Niederlage gewesen war, wich dem unaufhaltsam sich durchsetzenden Bewußtsein nationaler Stärke. Man scheute sich nicht, im ehrlichen Kreise seine sehr ehrliche Meinung zu äußern.

Hier im Hause Semmelweis, unter großzügiger, freudiger Gastfreundschaft, unter den stillen, leuchtenden Augen

der jungen Frau, der überragenden Männlichkeit des Hausherrn war der rechte Boden für einen derartigen Gedankenaustausch. Hier flogen die Stunden wie sonst die Minuten. Man freute sich auch des wiedergefundenen Gleichgewichts, der sich in dem Humor des Professors, der Sonne, die über seinem Haupte aufgegangen war und sich nun in seiner allumfassenden Herzensgüte widerspiegelte. Er war doch eine Persönlichkeit, und er hatte viel gelitten, das wußte jeder, so sehr er sein Inneres der Menge verschloß.

Nach solchen Abenden pflegte er noch lange schweigend auf und ab zu gehen, und der Abglanz der geistigen Eindrücke spiegelte sich in dem guten Lächeln seiner Züge, bis sie ihn endlich an die vorgeschrittene Zeit gemahnte. Dann nahm er sie wohl in seine starken Arme und trug sie lachend und vorsichtig wie ein großer Bär, der das zarte Spielzeug zu zerdrücken fürchtet, in das Schlafzimmer.

Punkt sieben Uhr am nächsten Morgen war er in der Klinik, und wenn er um zehn zurückkehrte, stand sie wartend, schon mit Hut und Mantille angetan, hinter den Gardinen. Gemeinsam fuhren sie in die Stadt, und während er die Patientinnen besuchte, lag sie zurückgelehnt träumend in den Kissen des Wagens. Der Nachmittag wurde geteilt zwischen Pflicht und freier wissenschaftlicher Arbeit. Der Abend aber gehörte ganz seinem Heim. Die Welt blieb draußen irgendwo in weiter Ferne. Nichts von der Mühe und Hast des Tages, keinen Laut eines wissenschaftlichen Streits oder der Unruhe ließ er herein in das Heiligtum seiner vier Wände. Der rauhe Mann ward zum Kinde.

Das waren Wochen und Monate ungetrübten Glücks.

Dies neugefundene doppelte Glücksgefühl als Gatte und als Sohn seines Landes warf seine Strahlen auch auf seine wissenschaftliche Arbeit. Das medizinische Leben Ofenpests war mit dem nationalen erwacht. Professor

von Balassa, dieser geborene Führer, den man vergeblich versucht hatte unschädlich zu machen, war frei und einte alle Standesbestrebungen in den wieder weit geöffneten Sälen der Ofenpester Gesellschaft der Ärzte. Regelrechte Sitzungen, bei denen wertvolle Vorträge gehalten wurden, fanden statt. Ein medizinischer Verlag mit dem besonderen Zweck der Einführung ausländischer Fachliteratur und der Übersetzung fremder Werke ins Ungarische tat sich auf. Vor allem begründete man aber unter der Schriftleitung von Dr. Markusovszky ein Fachblatt in ungarischer Sprache, die „Orvosi hetilap", als erfolgverheißendes Zeichen selbständigen ärztlichen Forschens und Denkens.

Professor Semmelweis nahm beglückt und begeistert teil an dem frischen Aufschwung seines Standes und seiner Wissenschaft. Es bedurfte kaum des Antriebs der Freunde, um ihn aus seiner angeborenen Zurückhaltung in den Vordergrund der Ereignisse zu drängen.

Man hatte ihn, als er die Leitung der Universitäts-klinik übernahm, sehr zu seinem Leidwesen von der Tätigkeit im Rochus-Hospital abgelöst. Jetzt benutzte er die Gelegenheit, den Berufsgenossen seine dort gemachten Erfahrungen über Frauenheilkunde zukommen zu lassen. Ermutigt durch den Erfolg, ließ er sich bereit finden, auch über die Ursachen des Kindbettfiebers zu sprechen. Endlich war den ungarischen Kollegen Gelegenheit geboten, die von ihm vertretenen Ansichten aus untrüglicher Quelle kennen zu lernen! Alle Vorträge und damit zum ersten Male auch die Ideen über Kindbettfieber wurden in der neuen Fachzeitschrift veröffentlicht.

So war nur noch ein kleiner Schritt nötig bis zu dem Entschluß, der ihn auf eine ganz neue, bisher ängstlich gemiedene Bahn führte: Er übernahm, immer wieder ermutigt und getrieben von der fördernden Freundschaft Markusovszkys, die Schriftleitung über den gynäkologischen Teil des „Orvosi hetilap".

Daneben ruhten nicht die Bestrebungen, die der För-

derung in dem inneren und äußeren Aufbau der Klinik dienten. Nachdem die Eingabe an die Universität vergeblich geblieben war, ging er mit schärferen Waffen vor und richtete ein „dringendes Gesuch an das löbliche Professorenkollegium und die hohe K. K. Statthalterei-Abteilung in Ofen, um die Erlaubnis zu erlangen, die höchst sanitätswidrigen und ungenügenden Lokalitäten verlassen zu dürfen."

Ohne Beschönigung schilderte er die Verhältnisse, rückhaltlos und sachlich legte er die Erfordernisse klar. Sein Selbstbewußtsein schwang sich zu stolzen Worten empor: „Die Ergebnisse der Bemühungen des Gefertigten in bezug auf den Gesundheitszustand der von ihm behandelten Wöchnerinnen haben Bedeutung für das ganze Menschengeschlecht, — der ergebenst Gefertigte hat die Ursache des verheerenden Kindbettfiebers gefunden und lehrt ihre Wirksamkeit unschädlich zu machen. Die Aufmerksamkeit aller Anhänger und Gegner dieser Lehre ist auf den Gesundheitszustand der von ihm behandelten Wöchnerinnen gerichtet. Die Anhänger müssen schwankend werden und die Gegner sich in ihren Zweifeln bestärkt fühlen, wenn der Gesundheitszustand der in der Klinik verpflegten Wöchnerinnen ein so ungünstiger ist. Dadurch wird die Verbreitung der Lehre des Gefertigten verhindert und dadurch wird das Menschengeschlecht längere Zeit von der Seuche geplagt, als es der Fall wäre, wenn er den Erfolg auch an der geburtshilflichen Klinik zu Pest für sich anführen könnte —."

Eine Antwort erhielt er nicht auf diese Eingabe, dafür manche Anzeichen eines geringen Wohlwollens der vorgesetzten Behörde. Denn tatsächlich waren jetzt, im dritten Jahre seiner Amtsführung, von etwa fünfhundert Wöchnerinnen achtzehn an Kindbettfieber gestorben, während das erste Jahr nur zwei Opfer gefordert hatte. Von unbekannter Seite war der Statthalterei zugetragen, es seien

an manchen Tagen bis zu zehn Wöchnerinnen in der Klinik zugrunde gegangen.

Das war dem Statthaltereirat von Tandler erwünschte Gelegenheit, sich mit dem herausfordernden Professor Semmelweis abzufinden: „Der Herr K. K. Professor scheinen daher auch die Überzeugung zu teilen, daß es nicht mehr an der Wäsche und ebensowenig an der regelmäßigen Ablieferung derselben von seiten der Wäscherei fehle, sondern daß die unaufmerksame und ungeregelte Handhabung des Wäschewechsels an den vermehrten Krankheiten und Todesfällen die Schuld trage."

Das Blut stieg ihm zu Kopfe, als er dies auf geheimer Angeberei begründete, unsachliche und damit überhebende Urteil las. Er hatte gelernt, sich zu beherrschen und erwiderte in einer scharfen, aber ruhigen und alle Einzelheiten erklärenden Antwort.

Was konnten ihm diese Nadelstiche anhaben! Aller Ärger, aller Haß löste sich wie Eis in der Sonne, sobald er in den Bannkreis des häuslichen Friedens trat. Schritt er doch dem Höhepunkt seiner Hoffnungen und des Familienglücks entgegen.

Schon längst nahm die zarte Frau nicht mehr teil an den Besuchsfahrten in der Stadt. Endlich, nach anderthalbjähriger Ehe, war die Stunde da: Ein Knäblein schrie den beseeligten Eltern mit seinem Stimmchen entgegen. Aber es war, als gönne ihnen ein böser Geist nicht die Erfüllung des höchsten, was sie ersehnt hatten. Als er am Morgen des zweiten Tages frühzeitig nach dem Kindchen sehen wollte, glaubte der entsetzte Vater den Augen nicht trauen zu dürfen: Das Kindchen lag tot in der Wiege. Ein Gehirnschlag hatte dem eben erst erblühten Dasein ein Ende gemacht.

In der Gemeinsamkeit stiller Trauer vergingen die nächsten Monate. Er wich nicht von ihrer Seite. Da zog abermals Hoffnung bei ihnen ein. Kaum nach Jahresfrist seit dem Tode des ersten wurde ihnen das zweite

Kind, ein Mädchen, geboren. Nun war wieder Freude und Fröhlichkeit im Hause eingekehrt. Alles Denken richtete sich auf das junge Geschöpf. Und die kleine Mariska gedieh und entwickelte sich zusehends. Doch nach drei Monaten begann sie zu kränkeln. Sie nahm nur schlecht ihre Nahrung und verzog manchmal schmerzhaft die Mienen. Das Lachen verschwand aus ihrem Gesicht und aus dem Gesicht des Vaters. Keine Untersuchung konnte Klarheit oder Hilfe bringen. Allmählich bildete sich eine Entzündung des Bauchfells aus. Was nur getan werden konnte an Sorgfalt und heilenden Maßnahmen, wurde getan. Die Fachkollegen mühten sich vergeblich mit den verzweifelten Eltern. Es kam der schwere Tag, da standen sie zum zweitenmal am leeren Bett ihres Kindes.

Das Haus war verwaist. Verwaist waren die Seelen der beiden Menschen, die jetzt einsamer sich fühlten als vor drei Jahren, da sie ihren Bund schlossen. Ach, er konnte ihr so wenig Trost geben. Denn er selbst litt unsäglich in der Tiefe seines weichen Gemütes.

Wohin er auch die suchenden Blicke richtete, überall gähnte ihm die Leere entgegen. Seine Arbeit war seine Stärke gewesen. Immer, wenn er zusammenzubrechen drohte, hatte er an ihr sich aufgerichtet. Aber er mußte sich sagen: Dem Ziele in der Heimat war er kaum näher gekommen. Seine Worte waren verhallt an den Stellen, die allein Unterstützung und Hilfe ihm bringen konnten. Und draußen in der wissenschaftlichen Welt ging man über ihn und seine Lehren zur Tagesordnung über.

In Zeitschriften, Lehrbüchern und öffentlichen Aussprachen tat sich ein wirres Durcheinander von Meinungen über das Wesen des Kindbettfiebers kund — nach wie vor, als hätte er nie gelebt und gerungen um seine Ideen, für seine Ideen. Er ballte die Fäuste, wenn er es las: Die atmosphärischen Einflüsse spielten noch immer in den Hirnen ihre ausschlaggebende Rolle. Die Epidemiologen behaupteten noch immer das Feld mit ihren ver-

schwommenen Redereien von einer Seuche, die sich auf unbekanntem Wege ausbreite. Und das, nachdem er vor zehn Jahren bereits seine klaren Lehrsätze aufgestellt hatte. Wo war der Rufer im Streit, der rückhaltslos der Wahrheit die Ehre gab und ihm den Sieg verkündete?

Keiner setzte sich mit der Macht der Überzeugung und des Ansehens für ihn ein. Erwähnte man ihn, dann fälschte man seine Würdigkeit: Dann erwähnte man ihn als den Vertreter der Lehre vom „Leichengift". Als ob er seine Lehre nicht ausgebaut hätte zu einer Höhe, die jene erste Erkenntnis unten in weiter Tiefe ließ! Ja, Scanzoni, sein alter Gegner, der inzwischen zum Leiter der großen Würzburger Klinik aufgestiegen war, rühmte sich geradezu, er sei der erste gewesen, der das Leichengift als einzige Ursache des Kindbettfiebers in Zweifel gezogen hätte. Und gleichsam zur dankbaren Bestätigung dieser Meinung krönte die Würzburger medizinische Fakultät einen Schüler Scanzonis mit einem Preise wegen einer Arbeit, die Semmelweis jedes Verdienst absprach.

Wie aus Deutschland, so schallte es vom Auslande her, von England und besonders von Frankreich. Die Akademie der Medizin in Paris begutachtete feierlich, die Semmelweisschen Ansichten seien wahrscheinlich schon an jener Schule vergessen, von der sie ausgegangen seien. Auch sprach sie dem Chlorkalk die Befähigung ab, die „kadaverösen Moleküle" zu zerstören.

Er lachte dröhnend auf. Das gerade ist ja euer Irrsinn — oder ist es bewußte Lüge? Ihr bestreitet meine Lehre und dennoch bedient ihr euch der von mir verkündeten Wahrheit, indem ihr die von mir angegebenen Mittel anwendet. Und wenn ihr damit Erfolge habt, so sagt ihr: Die verdanken wir unseren unentwegten Ansichten!

Denn überall, wenigstens in Deutschland, übte man sorgfältig seine Methode der Desinfektion oder man befleißigte sich wenigstens der peinlichsten Sauberkeit bei

den Unterſuchungen und Entbindungen. Das mußte man tun, um der Öffentlichkeit keine Urſache zu Vorwürfen zu geben. Das mußte man ſchließlich auch tun, um das eigene Gewiſſen zu beruhigen, um nichts verſäumt zu haben, womit man der fürchterlichen Krankheit Herr werden könnte. Er reckte ſich auf. Toren ihr, Betrüger oder Betrogene! Ganz gleichgültig — ihr ſpottet eurer ſelbſt und wißt es nicht.

Markuſovszky und Hirſchler, die Vertrauten, hörten ihm ernſt zu.

„Du mußt ſchreiben, um dich durchzuſetzen. Du ſelbſt mußt ſchreiben, nicht ungariſch, ſondern deutſch, daß die ganze Welt es lieſt.“

Verzweifelnd ſchlug er die Hände vor die Stirn. „Ich kann nicht ſchreiben, ich kann nicht ſchreiben.“

Aber die Mahnungen der Freunde verfehlten ihre Wirkung nicht. Es wühlte ein mächtiger Trieb in ihm und ließ ihm keine Ruhe. Ohne daß er es als ſchriftſtelleriſche Arbeit empfand, richtete er Anfragen und Briefe hierhin und dorthin: An einen Arzt in Weſtfalen, der ſich angeblich lobend über die Erfolge ſeiner Vorſchriften ausgeſprochen hatte, an einen und den anderen Univerſitätsprofeſſor, von dem er gehört hatte, er befaſſe ſich eingehend mit ſeinen Angaben, an geburtshilfliche Inſtitute, ſo in Kopenhagen und Stockholm, von denen er ſchon früher Auskunft und Antwort erbeten hatte. Überallhin warf er ſeine Fäden aus und knüpfte perſönliche Beziehungen mit Fachgenoſſen an.

Zu gleicher Zeit begann er, zunächſt ganz für ſich ſelbſt, um ſeine Anſichten auf den ſicheren Untergrund feſter Werte zu ſtützen, vergleichende Forſchungen anzuſtellen, indem er ſich zahlenmäßig Rechenſchaft gab über die mannigfachſten Verhältniſſe, unter denen die Krankheit ſich zeigte. Er ſtellte den Einfluß feſt, den die Unterſuchungen von Studenten und Hebammen auf die Erkrankungen und Todesfälle ausübten, er berechnete die

Einwirkung der Jahreszeiten, der einzelnen Kliniken und bewies die Verschiedenartigkeit in Häufung und Bösartigkeit der Krankheit während der voranatomischen Periode und der Zeit nach dem Aufblühen anatomischer Studien. Er brachte die so gefundenen Einzelheiten in Gleichungen und gegenseitige Werturteile.

Es war eine mühselige, nervenzerrüttende Aufgabe. Allein die Beschaffung der amtlichen Dokumente und der Vorlagen für die Berechnungen drohte oft an ungeahnten Schwierigkeiten zu scheitern. Allmählich hoben sich vor ihm die Stöße der Jahresberichte aus den Anstalten, ringsum bedeckten sich Tische, Stühle und der Fußboden mit fliegenden Blättern. So saß er die Nächte durch in Berichten wühlend, zählend, Auszüge machend, zusammenstellend. Aus den wesenlosen Papieren entwickelten sich viele Dutzende unschätzbarer Statistiken. Ihre Reihen schienen ihm Felsblöcke, in die untrügliche, unausrottbare Wahrheiten, sichtbar der ganzen Menschheit, eingehauen sind.

Und bei der Arbeit kamen ihm neue Erkenntnisse. Je mehr sich die Zahlenberge türmten, um so wuchtiger wirkten sie ihm als Vorwürfe gegen die Widersacher seiner Lehre, aber nicht weniger erschütternd gegen sich selbst: „Tausende und Abertausende von Wöchnerinnen und Säuglingen wären nicht gestorben, wenn du nicht geschwiegen hättest! Die Hörsäle widerhallen von Vorträgen über epidemisches Kindbettfieber, von Kämpfen gegen deine Lehre. Fort und fort werden Generationen neuer Infektoren ins praktische Leben geschickt und es ist nicht abzusehen, wann der letzte Dorfchirurg und die letzte Hebeamme zum letztenmal infizieren werden!“

Er las von frischen Massenerkrankungen, die in großen Gebärhäusern aufgetreten waren. Er biß die Zähne in Schmerz und Empörung aufeinander. Er stöhnte wie ein Verwundeter in innerem Weh.

Als die beiden Freunde das nächstemal ihn besuchten, war sein Entschluß gefaßt.

„Das Schicksal hat mich zum Vertreter urewiger Wahrheiten erkoren. Ihr habt recht: Es ist meine Pflicht, dafür einzustehen. Ich muß vor die Öffentlichkeit treten, nachdem sich das Schweigen so schlecht bewährt hat.“ Und gleichsam zu sich selbst, wie in Ahnung dessen, was ihm beschieden war, fügte er hinzu: „Das Überstandene habe ich verschmerzt. Aber was für bittere Stunden stehen mir noch bevor.“

Ein paar Tage später fand Markusovszky ihn schreibend am Studiertisch. Semmelweis blickte ihn mit großen, in Willenskraft und Begeisterung glänzenden Augen an.

„Die Indignation hat mir endlich die Feder in die widerstrebende Hand gedrückt.“

Da nickte ihm der Freund, bereits wieder zum Gehen sich wendend, ernst und befriedigt zu: „Glückauf, Semmelweis, jetzt erst hast du dein Werk und dein Schicksal in der Hand.“

10.

Professor Semmelweis schrieb sein Werk: „Die Ursachen, der Begriff und die Vorbeugung des Kindbettfiebers.“

Er schrieb wie ein Mann, den eine innere Macht zu schreiben zwingt. Seine „angeborene Scheu vor allem, was schreiben heißt“, war gefallen. Aber er hatte viele Hemmungen zu überwinden. Er schrieb stockend und in großen Pausen, die sich manchmal über Wochen erstreckten. Wohl beherrschte er den Stoff bis in die kleinsten Einzelheiten, wohl lagen die einzelnen Gedankengänge und die Schlußfolgerungen klar vor ihm. Aber von dem Hirn über die Feder bis zu dem, was da als ewig gültig auf dem Papier stehen bleiben sollte, war ein weiter, beschwerlicher Weg. In dem dornigen Buschwerk des Satzgefüges blieb

manches, was vorher im Kopf ganz einfach erschien, zerkräuselt hängen, und über das Geröll der Worte stolperte mancher Ausdruck. So entstand ein vielfältiges Ringen mit der Form. Manches, was er recht eindringlich sagen wollte, wurde schwulstig, manches verschwommen. In dem Bemühen, das Gute aus alten Arbeiten zu benutzen, traten öfters Wiederholungen ein, ja, es ereignete sich, daß aus solcher Ursache Angaben früherer Zeiten in späteren Kapiteln durch frischere Mitteilungen überholt wurden. Es mangelte dem Arbeiten die Einheitlichkeit. Es rächte sich auch die unvollkommene Schulbildung: Die Interpunktion versagte, lateinische Bezeichnungen stellten sich mit kleinen Buchstabenfehlern dar.

Aber aus jeder Zeile sprach der ehrliche Mensch und Forscher, der Schritt für Schritt seine Begleiter auf dem von ihm als wohl erkannten Wege redlich zu führen sich müht. Noch mehr: Oft hörte man das Aufstöhnen des verwundeten Herzens und eine fast demütige Bitte, die sich an die menschliche Seite der Berufsgenossen wandte.

So lag denn der erste Teil des Werkes fertig vor ihm. Da waren die Beweise, schön aufgebaut auf den Zahlenreihen: Was ihr behauptet vom Einfluß der Jahreszeiten, der zu großen Belegschaft der Anstalten und sonstigen Äußerlichkeiten, ist nichtig. Dagegen steht untrüglich fest: Die Erkrankungsziffern sind auffallend hoch an allen Kliniken, die zu Unterrichtszwecken besonders für die Mediziner dienen. Was den Begriff der Krankheit anlangt, so handelt es sich nach meinen vielfachen, einwandsfreien Untersuchungen nicht um eine Krankheit für sich, sondern um eine Abart der allgemeinen Blutvergiftung, ausgehend von den Gebärorganen der Frau.

Daraus die Nutzanwendung: Allen Angestellten der Gebärhäuser, allen Hebeammen und Medizinalpersonen ist auf gesetzlichem Wege bei schweren Strafen auf das strengste verboten, sich mit Dingen zu beschäftigen, die

irgendwie Anlaß geben könnten zur Verunreinigung der Hände mit zersetzten Stoffen.

Er war zufrieden. Das Schwierigste war mit dieser Beweisführung geschafft. Was jetzt kam, das drängte mit Macht: die Abfertigung der Gegner.

Er sichtete die von den verschiedensten Stellen gegen ihn gerichteten Angriffe. Und er lachte auf. Da sagte ein ehemaliger Kollege vom Wiener Krankenhause über seine Gedankengänge: Theorien bedeuteten nichts. Mit der Theorie des Puerperalfiebers sei es wie mit allen Theorien. Die Physiker zum Beispiel erklärten die Erscheinungen des Lichts früher durch die Emanation, jetzt durch die Vibration. Was ist das richtige? Nein, Herr Dr. Lampe, Sie unterschätzen die Wichtigkeit gerade meiner Theorie. Das Licht tut, was es soll, unbekümmert um die Erklärungen der Physiker, aber das Puerperalfieber ist von der Erklärung der Ärzte sehr abhängig!

Er nahm einen zweiten Artikel zur Hand und schüttelte den Kopf. Das sind ja Hirngespinste, Herr Kiwisch von Rotterau! Ich will Ihnen ein Gleichnis bringen. Er ergriff die Feder und schrieb: „Ein Engländer, ein Franzose und ein Deutscher wollten sich den Begriff des Löwen verschaffen. Was tat der Engländer? Er reiste nach Afrika und besah sich den Löwen. Was tat der Franzose? Er ging in den Zoologischen Garten. Aber der Deutsche schloß sich in die Studierstube ein und konstruierte sich den Begriff des Löwen.“ So, Herr Geheimrat, hoffentlich verstehen Sie das!

Weiter! Ein anderes Blatt. Der Name Virchow leuchtete ihm entgegen. Das Blut trat ihm in die Stirn. Wie haßte er in seiner Bescheidenheit diese Gottähnlichen, die in ihrer Überheblichkeit auf die gewöhnlichen Sterblichen herabsehen! Und gerade diesen Mann, der sich ihm gegenüber für zu erhaben dünkte, persönlich Rede und Antwort zu geben! Jetzt endlich war Gelegenheit, sich mit ihm auseinanderzusetzen. Er vertiefte sich in den Aufsatz.

„Spekulationen!“ murmelte er. „Er sieht die Welt vor lauter Wissenschaft nicht.“ Und er warf hin: „Wissen Sie, Herr Professor, was Sie einmal gesagt haben? — Die Naturwissenschaft kennt keinerlei Schreckbild als den Kerl, der spekuliert.“ Er schrieb weiter und schrieb zum Schluß: „Meine achthundertdreiundzwanzig Hebeammenschülerinnen, aufgeklärter als die Mitglieder der Gesellschaft für Geburtshilfe in Berlin, würden Virchow auslachen, wenn er ihnen einen Vortrag über epidemisches Puerperalfieber halten würde.“

Seine Nerven waren in Schwingung. Er schrieb mit einer Leichtigkeit, die ihm ein Gott verlieh. Die Worte strömten ihm von Innen heraus, sie strömten aus allen Tiefen seines Gefühlslebens, aus verbissener Wut, heißer Menschenliebe, spöttischer Heiterkeit. Sie strömten aus einem Selbstbewußtsein, das alle Grenzen überschritt, weil es im Grunde nichts als Abwehr gegen die eigene Bescheidenheit war.

Vollbewußt stellte er seine Entdeckung auf gleiche Stufe mit der erprobten Jennerschen Schutzpockenimpfung. Er scheute nicht vor Schmähungen und persönlichen Verunglimpfungen zurück. Männer, die sich hoher Achtung in der ganzen Welt erfreuten, mußten sich den Vorwurf bewußter Unwahrheit und bewußter Schädigung ihrer Mitmenschen gefallen lassen, bloß weil sie ihm nicht zustimmten.

Dies Buch, entstanden aus einer geistigen Offenbarung, sachlich im Inhalt, rücksichtslos in der Form, es mußte allen, die an seiner einzigen, ewigen Wahrheit bisher zweifelten, die Augen öffnen! Er schickte es mit eigenhändigem Begleitschreiben an die Leiter der großen Gebäranstalten im In- und Auslande, an deutsche und französische gelehrte Gesellschaften, an viele Ärzte.

Aber er wartete vergeblich und schmerzlich Tag für Tag in sinkender Hoffnung und steigender Erbitterung auf den Widerhall, den es finden sollte. Wenige antworteten, und sie antworteten kühl. Die Kritik schwieg

oder verhielt sich ablehnend. Es war nicht so sehr das Umstürzende der Ideen, die ein völliges Abwenden von allen seit Jahrhunderten festgefügten Anschauungen erforderten, es war nicht so sehr die Zerrissenheit der Darstellung, was diese Wirkung hervorbrachte: Es war der Ton, der auch die abstieß, die sich sonst wohl bemüht hätten, in die neue Gedankenwelt einzudringen.

Was ihn aber am schmerzlichsten berührte: An vielen Orten schien man noch immer nicht zu verstehen, was er nach seiner Überzeugung so deutlich gesagt hatte, oder man faßte es absichtlich falsch auf und schmiedete daraus Waffen gegen ihn. Man nannte ihn den „Apostel der Leicheninfektion", den Mann, der sein Werk als „Koran der puerperalen Heilslehre" ausgebe.

Selbst Professor Siebold in Göttingen, der gütige ältere Freund, der feingeistige Gelehrte, den er damals als junger Assistent in Wien empfangen und in seine Lehre einweihen durfte, der ihn in Budapest aufgesucht hatte, ein Mitfühlender, ein Mitforschender, er zeigte sich in diesem Irrtum befangen. Wie das wehe tat, wie das entmutigte!

In diesen Monaten tiefster Niedergeschlagenheit und dumpfen Grollens ereignete sich etwas, das sein Inneres völlig umwälzte. Bei Scanzoni in Würzburg, in den geburtshilflichen Universitätskliniken von Straßburg und München brachen Seuchen von Kindbettfieber aus, die schwere Opfer forderten. Alle diese Anstalten waren erbaut und eingerichtet nach Angaben von Anhängern der atmosphärischen, epidemischen Verbreitungslehre. Da war Rücksicht genommen auf die „tellurischen Einflüsse", auf die Belegzahl der Zimmer und alle sonstigen hygienischen Notwendigkeiten. Und dennoch dieses Unglück!

Das war ein lebendiges Zeichen, das ihm der Himmel schickte! Das bedeutete die Bestätigung der einzigen, urewigen Wahrheit seiner Lehre durch das Schicksal! Ja, er war erkoren kraft übernatürlicher Offenbarung, die

Menſchheit von ihrem Dämon zu befreien, dem Dämon, der ſie hinderte an der letzten Entwicklung ihrer höchſten Aufgabe, der Fortpflanzung.

Menſchheitserlöſer, Heiland! ſchrie es in ihm. Siehſt du nicht: Alle gebärenden Frauen, alle noch ungeborenen Kinder ſind in Gefahr, wenn du nicht deine Stimme erhebſt!

Glut rieſelte ihm durch die Glieder. Ein heiliges Feuer, ſo ſchlug die Kraft Flammen in Herz und Hirn. Wie Fieber, wie Krankheit war es über ihn gekommen. Menſchliche Rückſichten verſanken vor der Wucht der ihm übertragenen Laſt. Es galt nur das eine: Sich auf die Gegner ſtürzen, daß ſie winſelnd ſich aufbäumten, ſie zu geißeln ohne Schonung und Gnade, ſo lange bis ſie zerknirſcht ihre Ohnmacht erkannten.

Es gab keine Wahl mehr. Es gab kein Aufhalten mehr. Wie ſtürmende Roſſe jagten ſich die Gedanken. Die Sätze floſſen ihm aus der Feder. Heiland, Menſchheitserlöſer! Wie liegt ihr zu meinen Füßen, ihr armen Toren, vor mir dem Geſegneten, mit Leid Geplagten!

Manchmal nach gelungener Wendung lachte er laut und grimmig auf, daß er erſchrocken über den Nachklang der eigenen Stimme in der Arbeit innehielt. Nacht für Nacht ſaß er bis zum nahenden Morgen und ſchrieb ohne Unterlaß, ſchrieb mit glühenden Wangen, einen eigenartigen Glanz in den Augen, und faſt feucht noch von der Tinte wanderten die Bogen, beſchrieben bis zum unterſten Rande, zum Drucker.

Wo war der alte Semmelweis geblieben, der gutmütige Naturmenſch, der frohe Lebensbejaher, der liebenswürdige Gaſtgeber und Freund? Wo der rückſichtsvolle Hausvater, der zärtliche Gatte, der ſein Haus wie einen Tempel hütete vor jeder Berührung mit der Welt, der nur der Frau lebte, die ihm angehörte? Ach, ſie ſehnte ſich nach einem einzigen zärtlichen Wort, nach einem verſtehenden Blick. Denn ſie trug zum drittenmal ein Kind-

chen von ihm unter dem Herzen. Sie sah nur die Umwandlung seines Wesens, die unstete Hast, die innere Zerrissenheit. Und eine heimliche Angst ergriff sie.

So, in einem seelischen Rauschzustand, entstanden die „Offenen Briefe an die Professoren Späth, Scanzoni und Siebold“ und weiterhin an „sämtliche Professoren der Geburtshilfe“.

„Das Morden muß aufhören“, stand da an erster Stelle, „und damit das Morden aufhört, werde ich Wache halten, und ein jeder, der es wagen wird, gefährliche Irrtümer über das Kindbettfieber zu verbreiten, wird an mir einen rührigen Gegner finden. Für mich gibt es kein anderes Mittel, dem Morden Einhalt zu tun, als schonungslose Entlarvung meiner Gegner.“

Sein Herz wurde weich, als er sich an Siebold, den Freund, wandte, und die Feder glitt leise zitternd über das Papier: „Ich beschwöre Sie, Herr Hofrat, machen Sie sich die Wahrheiten zu eigen, die in meiner Schrift enthalten sind, damit Sie, Ihrem Gemüte entsprechend, eine Stütze für Ihre neue Überzeugung finden mögen in den heiteren Mienen der Wöchnerinnen und — in der leeren Totenkammer.“ Aber hatte Siebold nicht absichtlich seine Lehre entstellt? „Nicht meiner Meinung sein, ist gleichbedeutend mit ein Mörder sein!“ Dennoch — Siebold war im Grunde seiner Natur ein rechtschaffener Mann. Ihm kann man sich anvertrauen. Ein kühner Gedanke verdichtete sich zum Vorschlag: Siebold solle alle Ärzte Deutschlands auffordern, im August oder September 1861 in einer deutschen Stadt sich zu versammeln. Dann würde er, Semmelweis, auftreten und solange lehren, bis alle Ärzte sich seiner Überzeugung angeschlossen hätten!

Und jetzt wandte er sich dem grimmigsten Feinde zu, dem Manne, der ihn stets mit überhebendem Hohn behandelt hatte, der wissend und wollend taub geblieben war gegen alle sachlichen Auseinandersetzungen, blind

trotz aller handgreiflichen Beweise, dem Manne, den er haßte als persönlichen Feind: Professor Scanzoni. Nein, mit dem Manne gab es kein Paktieren mehr.

Er weidete sich in Gedanken an der Wut, die seine Zeilen beim Lesen auswirken mußten — so war es gut! Zunächst ebenfalls Hohn, verletzende Höflichkeit: „Herr Hofrat haben dreizehn Jahre recht behalten, weil ich dreizehn Jahre geschwiegen habe. Jetzt habe ich das Schweigen aufgegeben, und jetzt behalte ich recht, und zwar so lange, als das menschliche Weib gebären wird.“ Nun eine offene Beleidigung — — Beleidigung? Kann Wahrheit denn Beleidigung sein? „Alle Ärzte, die in Würzburg und Umgegend praktizieren, sind Ignoranten. Und diesbezüglich haben Sie, Herr Hofrat, ein bedeutendes Kontingent aus Unwissenheit Mordender in Deutschland versendet.“ Und zum Schluß die geballte Faust! „Sollten Sie, Herr Hofrat, fortfahren, ohne meine Lehre widerlegt zu haben, Ihre Schüler in der Lehre des epidemischen Kindbettfiebers zu erziehen, so erkläre ich Sie vor Gott und der Welt für einen Mörder.“

Das war der Ton, der ihnen gebührte — ihnen allen! Und wenn sie dennoch nicht hörten, dann gab es noch eine andere Instanz, an die man sich wenden konnte: Das Volk, die ganze Menschheit! Zum Äußersten war er entschlossen.

„Sollten sich die Professoren nicht baldigst dazu bequemen, ihre Schüler in meiner Lehre zu unterrichten, so werde ich mich an das hilfsbedürftige Publikum wenden. Ich werde sagen: Du Familienvater, weißt du, was das heißt, einen Geburtshelfer oder eine Hebeamme zu deiner Frau zu rufen? Das heißt so viel, als deine Frau und dein noch ungeborenes Kind einer Lebensgefahr aussetzen. — Aber deshalb darfst du die Schuld nicht dem Geburtshelfer, nicht der Hebeamme zuschreiben, daß selbe für deine Frau lebensgefährlich sind, die Schuld trägt der Professor der Geburtshilfe, bei welchem der Geburts-

helfer, die Hebeamme Geburtshilfe gelernt und welcher Professor dem Geburtshelfer, der Hebeamme nicht gelehrt, das verhütbare Resorptionsfieber in der Fortpflanzungsperiode des Weibes, entstanden durch verhütbare Infektion von außen, zu verhüten. Ich hoffe, das hilfsbedürftige Publikum wird gelehriger sein als die Professoren der Geburtshilfe." —

Wenige Tage nachdem er das letzte Wort hingeworfen hatte, gingen die Briefe hinaus in die Welt. Aber auch sie wirkten nicht. Man las sie kopfschüttelnd. Man fragte sich: Ist ein Forscher, der nicht fähig ist, sich zu sachlicher Form zu zwingen, der mit Drohungen sich durchzusetzen versucht — ist der noch als ehrlicher Forscher zu betrachten? Ist ein Mann, aus dessen Auslassungen eine derartige Gemütsverfassung spricht, überhaupt noch in der Lage, logisch zu denken? Geistige Probleme werden nicht mit dem Dreschflegel gelöst. Man bemühte sich, den peinlichen Zwischenfall dieser Veröffentlichungen so bald wie möglich zu vergessen.

Der einzige, der seine ganze Kraft darauf verwandte, der guten Sache zu helfen, obwohl auch er die Form ihrer Verteidigung nicht billigte, war Markusovszky. Er verfolgte sorgfältig alle Äußerungen der Fachpresse und begleitete sie in seiner Zeitschrift mit ruhigem, gegebenenfalls scharfem, niemals durch Leidenschaft beeinflußtem Urteil. Er glaubte an die Richtigkeit und damit an den Sieg der Semmelweisschen Ideen. Aber er erkannte auch mit dem Weitblick des geborenen Naturwissenschaftlers, an welchem Punkt diese Ideen verwundbar waren und wo es darauf ankomme, sie zu stützen.

Er gab seiner Ansicht unumwunden Ausdruck. „Die Untersuchung über die Ursache des Kindbettfiebers ist noch nicht abgeschlossen," schrieb er, „ja, die Erklärung, die Semmelweis von der genannten Erkrankung gibt, ist nur als eine vorläufige anzusehen. Unserer Meinung nach muß auf dem Wege exakter Forschung nachgewiesen

werden, was jener organische Stoff sei, welcher die Infektion vermittelt, und welches die Bedingungen der Wirksamkeit desselben seien, nachdem er nicht in allen Fällen zu wirken scheint."

Das war es: Man sprach immer von „kadaveröse", von „zersetzten tierisch-organischen" Stoffen. Aber dieser Stoff war bisher ein haltloser Begriff, war noch nicht gesichtet durch die Lupe des Naturforschers. Solange man ihn nicht gefunden hatte, schwebte jedes Wort über sein Wesen und seine Wirkung in der Luft. Hier war klar das Ziel erkannt, war bezeichnet, worauf sich jede Forschung in der Frage zu erstrecken habe.

Der, für den er kämpfte, hatte kein Verständnis mehr für diese klugen Forderungen. Eine krankhafte Gereiztheit, ein immer waches Mißtrauen ließ ihn zu keiner ruhigen Würdigung auch sachlich begründeter Vorschläge gelangen. In jedem, der nur die geringste Kritik an seiner Lehre übte, witterte er den persönlichen Feind. Seine Theorie stand fest als ewige Wahrheit! Alles andere, auch die Naturgeschichte des Erregers, war Nebensache, war überflüssig für die Wahrheit.

Markusovszkys Ausführungen hatten ihn sehr erregt. Eines Abends bei einer der jetzt seltenen Gesellschaften im eigenen Hause, als man wie gewöhnlich auf das Thema geriet, brach der lange aufgespeicherte Groll durch. In rücksichtslosen, harten Vorwürfen beschuldigte er den Freund des Verrats an der gemeinsamen Sache. Peinlich betroffen verabschiedeten sich die Gäste bald. Markusovszky ging sehr ernst und sinnend nach Hause. Er konnte nicht zürnen, denn er sah tiefer als die anderen.

Professor Semmelweis wartete in heißer Sehnsucht auf die Annahme des Vorschlags, den er Siebold gemacht hatte. Der ganzen Ärzteschaft Deutschlands hatte er den Fehdehandschuh zu ehrlichem Kampf hingeworfen. Es war gar nicht anders möglich: Sie mußte ihn aufnehmen. Aber der August 1861 nahte. Keine Antwort traf ein.

Dafür erhellte ein Lichtblick seine zerrüttete Seele. Sein Weib gebar ihm ein gesundes Töchterchen. Nun hallte wieder Kindergeschrei durch die Räume. Wie sog er das Lächeln aus dem Gesichtchen seines Kindes in sein nach Frieden lechzendes Innere ein. Es waren wenigstens Minuten, in denen er das eigene Elend vergaß.

Ein paar Monate nach diesem Ereignis erreichte ihn die Nachricht vom Tode Siebolds. Jetzt wußte er, woran die Aussprache mit den deutschen Ärzten gescheitert war.

Noch einmal wurde das Andenken Siebolds lebendig. Wieder einige Monate später kam ihm ein Brief vor Augen, den der Schwerkranke geschrieben hatte und in dem er der damaligen freundlichen Aufnahme in der Wiener Klinik gedenkt, „wofür ich noch heute ein dankbares Herz bewahrt habe und daher auch dem Freunde Semmelweis gern verzeihe, daß er mich vor kurzem, nachdem ihm die puerperale Sonne aufgegangen, in einem offenen Briefe mit eben diesen Strahlen verbrennen wollte, weil ich mich nicht unbedingt seinen Ansichten zugewendet habe."

Da schmolz der Eisblock von seinem Herzen. Lange saß er in stummer Andacht, und seine Züge trugen einen seit vielen Wochen entbehrten Ausdruck von Weichheit und freundlicher Milde.

11.

Nach drei Jahre lang währenden Beratungen hatte die Regierung dem dringenden Gesuch des Professors Semmelweis „um die Erlaubnis, die höchst sanitätswidrigen und ungenügenden Lokalitäten seiner Klinik verlassen zu dürfen", Gehör gegeben. Die Klinik wurde zugleich mit der chirurgischen des Professors von Balassa in ein Grundstück außerhalb der Stadt verlegt. Es war

eine Änderung, nur in geringem Grade eine Verbesserung gegen die alten Verhältnisse. Die Räume waren ausgedehnter, die Wöchnerinnen lagen in größeren Abständen voneinander. Dafür mangelte es an den nötigsten Ausrüstungsgegenständen. Es fehlte sogar an Betten und manche Kranke mußten auf Strohlagern, die man über dem Fußboden gebreitet hatte, untergebracht werden.

Alle diese Mißstände wurden so gut wie möglich durch das geschulte, an Sauberkeit und Gehorsam gewöhnte Personal ausgeglichen, und es ließ sich erwarten, daß unermüdliche Arbeit und die Einsicht der Behörden mit der Zeit noch Wandel zum Besseren schaffen würden.

Nicht zu beheben aber war der ungünstige Einfluß, den die Lage der chirurgischen Klinik im unteren Stockwerk ausübte. Durch die dort ständig vorhandenen Fälle ansteckender Krankheiten war ein Seuchenherd geschaffen, der den Frauen in der Gebärklinik eine dauernde Gefahr bedeutete. Ja, es war dadurch sogar eine sachliche Beurteilung der hier auftretenden Krankheitsfälle ausgeschlossen. Denn niemand konnte wissen: Handelt es sich um eine Luftübertragung aus dem unteren Stockwerk oder um eine der unvermeidlichen Selbstinfektionen der Wöchnerinnen?

Die Befürchtungen, die Professor Semmelweis hegte, ließen nicht lange auf Bestätigung warten. Schon das zweite Jahr nach der Übersiedlung brachte der chirurgischen Klinik eine Epidemie an Wundrose, und zu gleicher Zeit häuften sich in der geburtshilflichen Klinik in beängstigender Weise Fälle von Kindbettfieber. Wenn es auch bald gelang, der Weiterverbreitung Herr zu werden, so waren doch die Opfer nicht mehr in das Leben zurückzurufen.

Was nützten unter diesen Umständen alle Vorsichtsmaßnahmen, was die Strenge gegen sich und die Untergebenen, ja, was nützte ihm die schwer errungene Erkenntnis vom Wesen dieser Krankheit, wenn er jedem un-

glücklichen Zufall durch die Nachbarschaft der chirurgischen Abteilung ausgesetzt war?

Wieder flüchtete er sich aus der trüben Wirklichkeit in geistige Gefilde, auf ein Gebiet, nach dem ihm schon lange mit stiller Sehnsucht verlangt hatte. Alte Pläne wurden wach und formten sich zu deutlichen Umrissen. Schon tauchten die einzelnen Abschnitte vor seinem inneren Auge auf, und endlich begann er damit, die Gedanken auf dem Papier niederzulegen — langsam, schwerflüssig, wie es seine gewöhnliche Art war. Es sollte ein großes, grundlegendes Werk werden, in erster Linie den Landsleuten zu Nutz: Ein Lehrbuch der Geburtshilfe, ungarisch geschrieben. Denn ein solches Buch fehlte bisher der Heimat. Daneben sollte es in deutscher Sprache erscheinen, um den Weg auch in die weite Welt zu nehmen.

Markusovszky brachte im „Orvosi hetilap" die erste, freudige Zustimmung auslösende Ankündigung. Bald wurde sie ergänzt durch die Mitteilung, von den für das Buch vorgesehenen hundertundachtzig Holzschnitten seien hundert bereits fertiggestellt.

In diese Zeit erwachender freudiger Arbeitstätigkeit fiel ein glückliches Familienereignis. Der langersehnte Stammhalter der Familie wurde geboren. Die kleine Margit trippelte bereits selbständig auf ihren Beinchen. Jetzt nahm der Sohn die neue Liebe und Hingebung des Vaters in Anspruch. Seine Unruhe und Reizbarkeit, die äußerlichen Absonderlichkeiten, die immer mehr zutage traten, wichen eine Zeitlang dem Hauch ungetrübten Glücks, der ihm von zwei blühenden Kindern und der unablässig um ihn sorgenden Frau zuströmte.

Denn trotz aller scheinbaren Ablenkung durch frohes Tun und freundliche Geschehnisse füllte ihn innerlich ohne Unterlaß der Kampf um sein Lebenswerk aus. Keine Stunde in der Klinik verging, keine seiner Vorlesungen, ohne daß er darauf die Sprache gebracht hätte. Bald beklagte er sein Schicksal und die Anfeindungen, unter

denen er zu leiden habe, bis zu Ausbrüchen von Tränen und weichlicher Rührung, bald schmähte und verwünschte er in wilder Wut seine Gegner. Zu seinen Schülern war er gutmütig und hilfreich, aber wenn einer seine Ideen nicht beherrschte oder dagegen verstieß, wurde er maßlos in unbeherrschtem Zorn.

Er redete kaum noch von anderen Dingen, selbst ihm Fernerstehenden gegenüber. Dann beseelte ein Geist seine Sprache. Er, der sonst das Wort nur mühsam beherrschte, redete in feurigen Zungen. Der Ausdruck seines Gesichts war beseeligt, die Augen strahlten leuchtenden Glanz. Während er im täglichen Umgang sich noch immer Zwang anlegen mußte, die eigene Bescheidenheit zu überwinden, pries er bei diesen Gelegenheiten laut das Verdienst seiner Entdeckung und stellte sich auf eine Stufe mit den großen Helfern der Menschheit. Und er bemerkte nicht, wie betroffen fremde Hörer von der Selbstpreisung waren.

Trotzdem, so sehr er im Bann seines Ideenkreises lag, er besaß nicht die Kraft, in ernster Arbeit dazu Stellung zu nehmen. Er hatte eine Fortsetzung seiner offenen Briefe angesagt. Es fehlte ihm der Trieb, sie auszuführen. Im Flackerfeuer stündlicher Ausfälle verzehrte sich seine Leidenschaft.

Nur einmal noch trat er mit längeren Ausführungen hervor. In der St. Petersburger Gesellschaft der Ärzte wurde in fünf Sitzungen seine Lehre einer durchdringenden sachlichen Besprechung unterworfen. Es wurde da die auffallende, seine Lehre bestätigende Tatsache festgestellt, daß zehn Seuchen in der dortigen geburtshilflichen Universitätsklinik sämtlich ihren Ausgang genommen hatten von einzelnen Frauen, die zersetzte Wunden oder Sekrete aufwiesen. Es wurden in den Auseinandersetzungen darüber auch absprechende Stimmen laut. Gegen diese wandte er sich. Aber was er schrieb, war klanglos. Es fehlte der Schwung der Überzeugung, der in seinen früheren Veröffentlichungen wie ein Sturmwind daherfuhr und die Menschen packte oder abstieß.

Trotz aller Hemmnisse, die in seiner Persönlichkeit und seinem Schicksal begründet waren, tat er treu seinen Dienst in der Klinik. Besonders beschäftigte ihn das Feld, das er bereits im alten Gebäude mit Vorliebe gepflegt hatte: Die Frauenheilkunde. Er wagte kühnere Operationen, die bisher nur im Auslande ausgeführt waren, unter tätiger Teilnahme der wissenschaftlichen Kreise Ofenpests, und kleinere Eingriffe gehörten zur täglichen Arbeit. Mit Stolz konnte er sich rühmen: „Die günstigen Erfolge schreibe ich nur dem Umstande zu, daß ich mit reinen Händen operiere."

Auf die ungeheure seelische Erregung, die ihn jahrelang in Spannung gehalten hatte, folgte der Rückschlag, das seelische Versagen. Doch während er grollend über die Verkennung seiner Verdienste beiseite stand und sein Werk vernachlässigte, wuchs leise die Saat, die er in seinen Streitschriften ausgestreut hatte, zur Frucht heran. Langsam und stetig machte sich ein Umschwung im medizinischen Denken zu seinen Gunsten bemerkbar.

Die Gegner wurden alt, einige starben. Dafür keimte ein neues Geschlecht auf, das, nicht verbildet durch vorgefaßte Meinungen, mehr bereit war umstürzende Ansichten aufzunehmen. Dies Geschlecht, ausgestattet mit der Begeisterung der Jugend für Kampf und Märtyrertum, verehrte in ihm den mutigen Mann, der um seiner Überzeugung willen rang und litt.

Mehrere von denen, die als junge Ärzte seine Sache im In- und Auslande vertreten hatten, waren in leitende Stellen gelangt und führten seine Vorschriften praktisch und sorgfältig durch. Neue zahlenmäßige Beweise waren die besten Zeugen für die Wirksamkeit der Methode. Man begann mit anderen Augen zu sehen. Man bewertete Statistiken über Erfolge und Mißerfolge mit anderem Maße, als man es noch vor wenigen Jahren getan hatte. Die strenge Durchführung der Semmelweisschen Maßnahmen wurden zur selbstverständlichen Pflicht.

Die Wirkung auf die alten Widersacher blieb nicht aus. Zögernd zunächst, auf der einen Seite nachgebend, auf der anderen Seite in manchen Punkten zustimmend näherten sie sich dem gegensätzlichen Lager. Allmählich, kaum merkbar für den Uneingeweihten vollzog sich die Umkehr, und Markusovszky konnte mit Genugtuung schreiben: Es sei ergötzlich zu sehen, wie die einstmaligen Verächter ihre früheren Behauptungen drehen und deuten, nur um den Schein des Rechts für sich zu retten.

Andere, darunter Virchow, gaben offen ihren Irrtum preis. Ja, aus dem Kreise derer um Virchow erschien ein Aufsatz, der die Verdienste Semmelweis' neidlos würdigte und der Überzeugung Ausdruck verlieh: Das Puerperalfieber ist nichts weiter als das Produkt einer septischen Infektion.

Das war dasselbe, was er selbst in durchdringendster, aufreibendster Kleinarbeit an hunderten von Beispielen, in Zahlenreihen, die eine ungeheure Nervenarbeit und Selbstkritik darstellten, schon längst bewiesen hatte. Es war eine Anerkennung aus berufenem Kreise, ein glänzender Sieg, der ihn hätte glücklich machen müssen.

Der Schöpfer dieser Wahrheiten, die jetzt endlich die verdiente Anerkennung fanden, war nicht mehr fähig, sich dieser Anerkennung zu freuen. Er sah nur noch Feinde ringsum, Feinde, die in Heuchelei ihn vernichten wollten, und die er vernichten mußte. Ein furchtbares Schicksal, das vielleicht von Uranfang über ihm geschwebt hatte, schritt seiner Erfüllung zu.

Aber es schien, als wolle ein gütiger Gott ihm die fühlbare Grausamkeit dessen, was ihm beschieden war, mildern. Noch einmal segnete er ihn mit einer großen Freude, vielleicht der tiefsten Freude seines Lebens. Die kleine Margit erhellte durch ihre kindliche Anmut das Haus. Bela, der Stammhalter, nunmehr fast zwei Jahre alt, entwickelte sich prächtig. Jetzt gesellte sich ein drittes Kindchen, ein Mädchen, zu ihnen.

Alle Liebe, die in ſeinem großen, gütigen Herzen ſchlummerte, ergoß er über das junge Menſchenkind. Mit ſeinen Sorgen, mit der Bitterkeit, unter der er zu erſticken drohte, flüchtete er ſich in die Seele dieſes ſeines jüngſten Kindes. Wenn er an dem Bettchen ſaß und auf die Atemzüge der Schlummernden lauſchte, wurde er ruhig und vergaß die Welt. Wenn er fern vom Hauſe war, packte ihn die Sehnſucht nach den reinen, kindlichen Zügen.

Aber auch dieſe Liebe wurde zur Leidenſchaft. Er duldete im Beſitz des Kindes kaum die Mutter neben ſich. Stundenlang trug er es in ſeinen Armen, er weckte es mitten in der Nacht, um es zu liebkoſen.

Die Ausſchweifungen der Stimmung, die Haltloſigkeit ſeines Weſens machten ſich in immer größerem Maßſtabe auch der Öffentlichkeit merkbar. Die Gedanken zerflatterten. Er vergaß den begonnenen Satz oder den Zweck einer angefangenen Arbeit. Er erledigte bei Nacht Krankenbeſuche, die nicht nötig waren, oder wiederholte Beſuche ohne Grund zum Erſtaunen der Kranken und ihrer Angehörigen. Auf der Straße lief er in höchſter Eile unter Zeichen ſchwerer Erregung und lenkte die Aufmerkſamkeit der Menge auf ſich. Oft ſprach er mit lebhaften Geſtikulationen laut vor ſich hin. Ja, es kam vor, daß er ihm völlig fremde Menſchen auf der Straße ſtellte und ihnen unter wilden Ausfällen auf die Gegner ſeine wiſſenſchaftlichen Anſichten aufnötigte.

Mehr und mehr bewegte ſich ſein Gebaren in Gegenſätzen. Oft verharrte er in ſchmerzlichem ſchweigendem Grübeln, dann wanderte er ſtundenlang im Zimmer auf und ab, vor ſich hinmurmelnd, und redete ſich in Wut. Wehe, wer ihm in ſolchen Augenblicken mit einem Widerſpruch entgegentrat! Zu anderer Zeit gab er ſich von ausgelaſſener und übertriebener, durch nichts gerechtfertigter Fröhlichkeit.

Die junge Frau beobachtete in Grauen und Furcht dieſe Vorgänge. Noch ſträubte ſie ſich gegen den Ge-

danken, daß dieser starke Geist in der Entwicklung zu dauernder Zerrüttung begriffen sei.

Aber es kam der schwüle Abend des Juli, der allen Selbsttäuschungen ein Ende machte. Sie waren in einem Landhause vor der Stadt bei Bekannten zu Besuch gewesen. Schon bei der Mahlzeit erregte die Unmäßigkeit im Essen und Trinken und die Art, wie er sich benahm, einige Peinlichkeit im Kreise der Tischgesellschaft. Immerhin war seinem Wesen außer einer gewissen Erregung und dem Hang zur Vielrednerei nichts gerade Krankhaftes anzumerken. Doch auf der Rückfahrt im Wagen fiel ihr Blick wie von ungefähr auf sein scharf vom Mondschein beleuchtetes Gesicht, und das Blut stockte ihr in den Adern, die Kehle wurde ihr von grauenhafter Angst zugeschnürt. Der da neben ihr saß, trug die verzerrten Züge eines Fremden — das war ihr Mann nicht mehr. Mit Entsetzen wurde ihr klar: Er wird wahnsinnig. Sie mußte die ganze innere Kraft zusammennehmen, um nicht laut aufzuschreien.

Unter gütlichem Zureden brachte sie ihn in die Wohnung. Er stürzte an das Bett der kleinen Antonie, riß sie aus den Kissen und schritt, sie in den Armen haltend und herzend, unaufhörlich Viertelstunde um Viertelstunde im Zimmer auf und ab. Ihr Herz bebte: Wenn dem Kinde ein Leid geschieht! In qualvoller Sorge und sprungbereit verfolgte sie jeden seiner Schritte. Aber er wurde weichmütig und ruhig, und das noch nicht ein Jahr alte, erschrockene Kindchen schlief in seinen Armen wieder ein.

In den nächsten Tagen erfüllte er wie immer und ohne Anzeichen einer geistigen Störung seine klinische Arbeit und seine sonstigen Pflichten. Doch ihren geschärften Sinnen entzog es sich nicht, daß er beim Gehen leise schwankte, daß alle Bewegungen und die Sprache unsicherer wurden. —

Es war in der Fakultätssitzung der medizinischen Professoren. Auf der Tagesordnung stand neben anderem

die Besetzung einer Assistentenstelle in der geburtshilflichen Klinik. Als die Angelegenheit zur Besprechung gelangte, forderte der Dekan den Professor Semmelweis auf, sich zur Sache zu äußern.

Professor Semmelweis erhob sich, blaß, die Mienen verstört, kalten Schweiß auf der Stirn. Nach langer, zielloser Pause zog er unter gemessenen Bewegungen aus der Brusttasche ein Schriftstück. Und plötzlich hob er feierlich die Schwurfinger der rechten Hand in die Höhe und begann mit vor Erregung zitternder, gepreßter Stimme zu lesen: „Ich schwöre hiermit vor Gott dem Allmächtigen und Allwissenden — — —."

Es war der Eid, den die Hebeammen bei der Einführung in ihren Dienst zu leisten hatten.

Ein Schauer ging durch die Versammlung. Das Schicksal eines Mannes wurde hier beschlossen. Man brach die Sitzung ab und führte den Kranken unter freundlichen Vorspiegelungen nach Hause.

12.

Das war keine frohe Reisegesellschaft, die am Morgen des letzten Julitages 1865 auf dem Bahnhof von Budapest in den zur Fahrt nach Wien bereitstehenden Zug stieg: Professor Semmelweis, den Ausdruck schwerer Krankheit im Gesicht, Frau Semmelweis, im Arm das noch immer an der Brust genährte jüngste Töchterchen, und als Begleiter ein älterer Verwandter und ein Assistenzarzt von der geburtshilflichen Klinik. Auf dem Bahnsteig war ein kleiner Kreis von Freunden versammelt, allen voran Dr. Markusovszky und Professor von Balassa.

Balassa rief noch einmal den Assistenzarzt an seine Seite. „Seien Sie vorsichtig, er darf nichts ahnen. Er ist der festen Meinung, es geht nach Gräfenberg zur Kur. In Wien erwartet Sie Hebra."

Die Glocke läutete zur Abfahrt. Ein kurzes Händewinken. Rufe „Auf Wiedersehen!“ Semmelweis lehnte zum Fenster hinaus. „Wenn ich wiederkomme —.“ Der Wind verwehte den Schluß.

In langsamem Rollen trug der Zug die fünf ihrem Ziele zu. Semmelweis saß in einer Ecke zurückgelehnt, folgsam wie ein Kind. Er fühlte sich sehr müde und elend und schloß die Augen. Was war das für eine Welt, die in den letzten Tagen an ihm vorübergebraust war in hastigen Bildern und mit allen Schrecknissen wirrer Vorstellungen! Fuhr er dem Frieden entgegen? In Wien, dem geliebten Wien sollte er Aufenthalt nehmen, nur auf einen Tag, bei Hebra, dem alten Freunde und Mitstreiter, den er so lange nicht gesehen hatte! Ach, Wien, diese Stadt seiner heimlichsten Sehnsucht, wo er die schönsten Jahre der reifen Jugend, des Strebens, des Erfolgs erlebt hatte! Ja — wenn er den Lehrstuhl dort erhalten hätte! Wie hatte ihm die Enttäuschung damals an der Seele Wurzel gerüttelt! Nun kehrte er dahin zurück — ein gebrochener Mann. Aber er spürte es, schon jetzt im geheimnisvollen Bann dieser Wunderstadt: Ein Tag in Wien würde ihm Besserung bringen.

„Ich fühle mich, da ich Pest im Rücken habe, um vieles besser. Ich glaube, du fährst morgen zurück und holst den Bela und das Mädchen. Dann bleiben wir gemeinsam in Gräfenberg. Das ist die schönste Erholung für uns alle.“

Sie nickte befangen. Er saß mit der Miene eines glücklichen Knaben, der vom Weihnachtsfest träumt, und nahm dankbar alle Freundlichkeiten auf, mit denen man ihm die Reise zu erleichtern suchte.

Auf dem Bahnhof in Wien stand Hebra zum Empfang bereit. Es war eine herzliche Begrüßung, so als hätte niemals zwischen den beiden Männern ein Mißklang geherrscht.

„Hebra, da bin ich wieder — ein kranker Kerl! Wie-

viel Jahre ist's her, daß ich von euch gegangen bin — fünfzehn, sechzehn? Mir ist's wie heute. Jetzt nimmst du mich in Behandlung. Du wirst mich gesund machen —."

Sie fuhren durch die Alservorstadt. Tausend Erinnerungen drängten sich vor. Jedes Haus kannte er. Die Gedanken überstürzten sich. Hatte er nicht dort gewohnt? — Nein, doch nicht! Und dort — nein, nein — —. Das war wohl die Fülle der Eindrücke, die ihn verwirrte, — und die Erregungen der letzten Woche — und die Reise —.

Da hielt schon an der Pforte ihres Hauses Frau Hebra nach ihnen Ausschau und wehrte jeden Ausbruch der Wiedersehensfreude ab, indem sie ihn unter dem Arm faßte und sorglich nach oben geleitete. Er wandelte wie im Traum die Treppen empor. Als er in das Vorzimmer trat, wurde es licht um ihn. Dort, auf jenen Haken hatte er den Hut mit der wallenden Feder gehängt, als er, noch Mitglied der akademischen Legion, hierher geeilt war, der jungen Frau Hilfe zu leisten.

„Wissen Sie noch, Frau Hebra, wie ich Ihnen damals zurief: Ein Bub ist's?"

Sie drückte ihm dankbar die Hand.

In geruhigem Gespräch mit halblauten Stimmen, jeden Anlaß zur Erregung vermeidend, tranken sie Kaffee. Hebra bemerkte, daß der Freund öfters nach den Fingern der rechten Hand faßte.

Semmelweis hielt ihm die Hand hin. „Es ist nichts weiter — eine kleine Verletzung am Mittelfinger, die ich mir vorgestern bei einem geringfügigen Eingriff an einem Neugeborenen zugezogen habe. Die Wunde hat sich ein wenig entzündet."

Hebra griff die Gelegenheit auf. „Das wollen wir gleich in der Klinik verbinden. Du kennst doch meine neue Anstalt? Nicht? Das paßt sich gut. Ich zeige sie dir persönlich — —. Da kommt mir eben ein ausgezeichneter Gedanke! Wie wäre es, wenn du dich auf ein paar Tage aufnehmen ließest — bis die Wunde geheilt ist. Wir

pflegen dich gut, du haſt Ruhe, und wir haben dich ein paar Tage länger bei uns —."

Semmelweis ſchlug freudig ein. Jede Minute in Wien war ein Schritt zur Geneſung. Und dazu unter der ſachlichen, liebevollen Ordnung innerhalb des wohlbekannten Getriebes der Klinik! Das war wie eine Rückkehr in die Heimat.

Hebra drängte: „Dann wollen wir keine Zeit verlieren. Du biſt müde und wirſt das Bedürfnis haben, dich auszuruhen."

Ein Fiaker war bald geholt. Froh geſtimmt wie ſeit langer Zeit nicht und hoffnungsfreudig, folgte er nach kurzer Verabſchiedung von den beiden Frauen dem Freunde. Er ſah nicht, wie hinter der ſich ſchließenden Tür die eine von ihnen mit verzweifeltem Schluchzen an die Bruſt der älteren ſank.

Er wollte nicht dulden, daß die Begleiter ebenfalls im Wagen Platz nahmen. „Was habt ihr in der Klinik zu tun? Geht in die ſchöne Wiener Stadt und genießt ſie. Einige Tage — dann komme ich euch nach!"

Aber die zwei ließen ſich nicht abweiſen. So fuhr man unter Scherzen und angeregtem Geſpräch dahin. Nicht lange und der Wagen hielt vor einem großen, von Anlagen umgebenen Gebäude. Ein Arzt in weißem Mantel ſtand an der Schwelle. Hebra ſtellte kurz und unverſtändlich vor: „Herr Oberarzt —."

Der Doktor ſtreckte dem Kranken freundlich die Hand entgegen. „Wir wollen uns Mühe geben, Herr Profeſſor, daß es Ihnen bei uns gefällt. Vielleicht iſt es Ihnen angenehm, wenn wir einen Augenblick im Garten ſpazieren gehen. Ich laſſe inzwiſchen Ihr Zimmer herrichten."

Er gab unauffällig ein paar Wärtern ein Zeichen und hatte durch ſein liebenswürdiges Plaudern den Profeſſor bald völlig in Anſpruch genommen. Der merkte gar nicht, daß die Peſter Begleiter ſich ohne Abſchied zurückgezogen.

Auch Hebra bat: „Ich muß noch einige Beſuche machen. Entſchuldige mich auf ein Stündchen, Semmelweis!“

Der Oberarzt war von unerſchöpflicher Liebenswürdigkeit. Er erzählte von der Fakultät, von alten Bekannten und neuen Ereigniſſen und bewies ein feines Gefühl, in leichter Weiſe nur angenehme Dinge zu berühren. Man wußte gar nicht, ob man einige Minuten oder eine Stunde geplaudert hatte. Als er im Auge des Gaſtes eine leiſe Ermüdung las, bat er: „Sie legen ſich wohl ein wenig zur Ruhe, Herr Profeſſor. Sie haben die anſtrengende Reiſe hinter ſich.“

Er geleitete ihn perſönlich in das Zimmer, einen ſauberen, ſehr einfach ausgeſtatteten Raum. Als der Kranke einen Blick zum Fenſter hinauswerfen wollte, ſtutzte er. „Haben Sie hier überall Gitter am Fenſter?“

„Ja,“ ſagte der Arzt leichthin, „der Sicherheit halber.“

Semmelweis ſchüttelte verwundert den Kopf.

Er ſtreckte ſich lang auf dem Ruhebett aus. Aber er fand keine Ruhe. Die Gedanken drehten ſich ihm im Kreiſe. Wo war er denn eigentlich? Richtig, in Wien, im altvertrauten Klinikviertel. Sie marſchierten ja auch leibhaftig herein, alle die ihm Naheſtehenden in Freundſchaft und Feindſchaft, die Alten, die er ſo lange nicht begrüßt hatte: Skoda, Rokitansky, Haller, da war ja auch Klein, dem er grollte, den er aber doch nicht haſſen durfte, weil er ihm zu Dank verpflichtet war. Und hinter Klein, wer drängte ſich denn da in bunter Reihe? Ah, das waren die höhniſchen Geſichter derer, die ihn überflügelt hatten, die an der Stelle ſaßen, wo er von Gottes und Rechts wegen ſitzen ſollte. Seine Bruſt begann ſich ſtürmiſch zu weiten und zu ſenken. Empfindungen wilder Empörung rüttelten ihn auf. Er murmelte ſcharfe Worte der Abwehr.

Er erhob ſich. Nur mit dem Hemd bekleidet, in nackten Füßen ſchritt er unermüdlich auf und ab. Er begann, ſich mit dem Trotz der Gegner auseinanderzuſetzen. Hart an-

faſſen mußte man ſie, zunächſt mit Vernunftsgründen. Hört ihr denn nicht, Erbärmliche, Toren? Man mußte laut zu ihnen ſchreien, immer lauter. Was? Ihr kommt mir mit euren Anſichten von epidemiſcher Verbreitung? Er lachte höhniſch und gellend auf. Seid ihr alle beiſammen, Mörder? Wo ſeid denn ihr geblieben, ihr Scanzoni, Späth, Virchow, Braun und wie ihr alle heißt? Und ihr Engländer, die ihr euch einbildet, ihr habt mit eurer Kontagioſität mich längſt vor meiner Entdeckung übertrumpft und habt doch bloß einen Teil meiner ungeheuren, ewig wahren Wahrheit erſchöpft, und ihr Franzoſen, die ihr denkt, mit Abſtimmungen mein Verdienſt totzuſchlagen! Und wieder lachte er gellend auf, daß es gellend widerhallte von den kahlen Wänden.

Das Echo weckte ihn in ſeine Welt der Gegenwart. Wo war er doch eben geweſen? Vermaledeit! Es dämmerte ſchon. Er hatte ja völlig vergeſſen, die Nachmittagsbeſuche zu machen. Nur ſchnell fort, damit es nicht zu ſpät wird. Er lief zur Tür und öffnete ſie.

Da ſtand ein Mann in weißem Kittel vor ihm und verſuchte ihn unter freundlich beſänftigenden Worten zurückzuleiten.

„Nein, lieber Freund, was haben Sie für einen Begriff von dem, was meine Pflicht iſt? Ich muß fort, hören Sie, ich muß!“

Der Mann wurde aufdringlich. Das war ja unerhört, das war ein Eingriff in ſeine Freiheit. Er ſtieß ihn zur Seite, und der Mann wurde handgreiflich. Du willſt mich anfaſſen, Lump, Räuber, Mörder? Ah, ich begreife, ſie haben dich gedungen! Blauſchwarze Ringe tanzten ihm vor Augen. In brüllender Wut ſchlug er zu. Ein ſcharfes Klingelzeichen hieb in das Brauſen hinein, das ihn umtoſte, durchſchnitt aufreizend die bläulich wogende Glut.

Wer war denn der Kerl im weißen Mantel, der ſich ihm jetzt entgegenſtellte? Hinweg, Hunde! Ihr wollt mich an meiner Arbeit hindern? Und ihr lacht über meine

urewigen Wahrheiten? Gischt schäumte ihm vor dem Munde, die Augen brannten. Seine Kräfte waren gedoppelt, vervierfacht. Die Fäuste arbeiteten wie eiserne Hämmer. Ein rasender Schmerz jagte durch die rechte Hand, daß er in Qual aufschrie, zweimal, dreimal. Aber was galt hier Schmerz? Attackierten da nicht Scharen weißgekleideter Teufel gegen ihn an, stürzten sich auf ihn, fesselten ihn —?

Sechs Wärter, die sich über seinen Körper warfen, hielten ihn fest. Und zogen ihm ein fürchterliches Kleid an: Eine leinene, unzerreißbare Jacke mit Ärmeln, dreifach so lang wie der Arm eines Menschen. Damit band man ihm die Arme über der Brust und trug ihn, festgeschnallt auf einer Tragbahre, in eine dunkle Kammer. Nur der Kopf war frei auf dem Halse und flog hundertmal die Minute auf das weiche Kopfpolster — hämmerte Minute um Minute, Viertelstunde um Viertelstunde, während der Leib sich verbrauchte in gefesselter, zermalmender Arbeit um Freiheit. Die Augen blähten sich in ihren Höhlen, der Schaum vor dem Munde trocknete ein, und aus dem Kehlkopf drang nur noch ein dumpfes rauhes Pfeifen, bis endlich Bewußtlosigkeit ihn einhüllte.

Als Frau Semmelweis am nächsten Vormittag in die Landesirrenanstalt kam, ihren Mann zu besuchen, bat sie der Direktor auf seine Amtsstube. Als sie die Anstalt verließ, wußte sie: Niemals mehr würde sie ihn wiedersehen.

Am selben Tage kehrte sie mit dem Kinde nach Pest zurück. Man brachte sie zu Bett. Teilnahmslos, zuweilen von Fieberschauern aufgescheucht, starrte sie vor sich hin, im Hirn nur diesen Gedanken: Sieben Jahre in Liebe und Treue, in viel Glück und noch mehr Leid — und dies das Ende? Im Herzen nur ein Empfinden: Seine Güte, die sie auf Händen getragen hatte, seine Not, die er nun allein, fern von ihr schleppen mußte.

Während sie sich in seelischen Qualen aufzehrte, neigte

sich der schwarze Schatten über sein Dasein. Ein zerbrochenes Gefäß, in dem kein Funke einer geistigen Flamme mehr glühte, trug man ihn in sein Zimmer zurück. Der Körper war wie gelähmt, die Glieder ohne Macht sich zu bewegen. In der Schädelhöhle wühlte ein grausames Etwas. Jede einzelne Muskelfaser schien zerschlagen. Gehorsam tat er, was man ihm sagte: Schluckte den angebotenen Trank, schloß die Lider.

Zuweilen noch schüttelte ihn auf kurze Zeit Erregung und Wut. Die Lippen zuckten unter unverständlichen Lauten, der Leib erzitterte — ein Berg, der von inneren Lavagluten leise erbebt. Aber den zerschundenen Sehnen fehlte die Kraft, dem Trieb der Nerven zu gehorchen.

Dem Arzt fiel auf, daß die Mienen des Kranken bei der geringsten Bewegung oder Berührung des rechten Armes schmerzlich sich verzogen. Er untersuchte und fand am rechten Mittelfinger eine brandige Wunde. Der Brand hatte bereits das Gelenk zerstört. Blaurote Stränge schlängelten sich den geschwollenen Unterarm entlang bis zu den harten Drüsen der Achselhöhle.

Kein Verband brachte Besserung. Rieselnde Hitzewellen wechselten ab mit Frösten, die den wehrlosen Leib erschüttern ließen. Ein dauerndes Fieber nistete sich ein. Der Atem jagte. Die Nasenflügel flatterten. Die Haut glühte. Auf der ausgedörrten Zunge bildeten sich trockene Borken. Die zerklüfteten Lippen bebten im Halbschlaf und Blicke, die aus der Unendlichkeit zu kommen schienen, suchten hilfeheischend ein fernes, unbekanntes Ziel. Es war dasselbe Bild, das der Kranke so oft in mitleidender Ohnmacht an seinen Kindbettfiebernden beobachtet hatte.

Das grausame Zerstörungswerk schritt unaufhaltsam im Körper vorwärts. Der ganze Arm wurde zu einem unförmigen roten, heißen Gebilde. Jede kleinste Rührung des Körpers löste ein Schmerzensstöhnen aus. Bald verzog sich der Mund bei jedem Atemzuge in notvollem Empfinden. Denn auch die linke Brustseite war wie vom

Feuer gezeichnet und dehnte sich bretthart in geschwollenen Muskeln. Ein Hüsteln, das durch kein Mittel zu unterdrücken war, ließ jede Minute zur unerhörten Qual werden, und plötzlich brach bei einem Hustenstoß aus der Lunge Eiter in Strömen hervor.

In stummer Nacht, beim dämmerigen Schein der abgeblendeten Lampe, saßen am Bett des Bewußtlosen, dessen Dulderzüge nur noch beim Aufhusten das letzte Aufflackern von Leben zeigten, der Oberarzt und Professor Hebra. Ihre Blicke begegneten sich in gleichem Gedankengange. Dann saßen sie wieder regungslos, die Köpfe in die Hände gestützt, jeder den eigenen Gedanken hingegeben.

Sie lauschten über dem Munde des Sterbenden und fühlten den Puls. Hebra setzte das Hörrohr an und horchte. Dann hob er eines der geschlossenen Augenlider. Er prüfte die Hornhaut. Sie nickten sich ernst zu. Hebra wandte sich schnell, jede Aufwallung von weichlicher Rührung zu unterdrücken.

Die Sonne des 13. August 1865 ging über einem Toten auf.

Am nächsten Tage lag in der „Totenkammer" von Professor Rokitansky frühzeitig zu der Stunde, in der er so oft als Lebender vor Beginn der eigentlichen Tagesarbeit die Geheimnisse des menschlichen Körpers zu erfassen suchte, auf demselben Seziertisch, an dem er, das Hirn voll kühner Vorstellungen, das Herz voll Menschenliebe, gearbeitet hatte, die Leiche des Professors Semmelweis. Nichts mehr war geblieben von dem Sturm reißender Gedanken, der strotzenden Fülle der Muskeln. Was hier lag, war ein elender Rest toter, krankhaft zerstörter Zellhaufen.

Der Assistent von Professor Rokitansky öffnete den Körper. Gleichmäßig flossen die Worte von seinen Lippen in die Feder des Protokollführers. Er diktierte als Schlußergebnis: „Todesursache ist Blutvergiftung, ausgehend von einer zersetzten Wunde am rechten Mittel-

finger mit Vereiterung des Zellgewebes im rechten Arm, mit verschleppten Eiterherden in der linken Brustmuskulatur und Durchbruch des Eiters in die Brusthöhle."

Der Student hielt im Schreiben inne: „Entschuldigen Sie, Herr Doktor, ist das nicht fast genau derselbe Befund wie damals beim Professor Kolletschka?"

Der Assistenzarzt nickte: „Und von dem aus dieser Mann hier das Wesen des Kindbettfiebers erkannt hat."

Beide, der Arzt und der Student, stutzten einen Augenblick und sahen sich an unter dem Banne einer sie plötzlich anfallenden Frage, sahen sich an nur als Menschen, losgelöst von ihrem harten Handwerk: Ist das ein Zufall, oder sollte doch ein leitender Wille das Schicksal des Menschen bestimmen?

Josef, der Leichendiener, noch immer der alte, bloß etwas gebeugter von der Last der Jahre und der vielen Toten, die er in seinem Leben getragen hatte, kam vorüber, eine Leiche auf der Schulter, die er im Vorderzimmer für den Professor auflegen wollte.

Er hatte die letzten Worte gehört und blieb stehen.

„Ja, ja," sagte er, „'s is noch gar net so lang her, wie der Herr Kolletschka hier gelegen is. Dös war a seelensguter Herr! Und der Herr Doktor Semmelweis — oh, was war der fleißig! Nu hat's ihn auch packt. Warten S' a wengl, Herr Doktor, i werd' ihn gleich recht schön z'rechtstutzn."

Schon zum Gehen gewandt, sprach er mehr zu sich selbst als zu den anderen: „Dös is mei Gram: Vor'n Tod fürcht i mi net, aber wenn i denk, was für a Stümper mi amal z'sammnähen wird — dös laßt mir Tag und Nacht kei Ruh. — Ja, ja! Der arme Herr Doktor Semmelweis!"

Und sinnend schleppte er sich und seinen Toten weiter.

— — — — — — — — — — —

So schloß sich der Ring von Leid und Not, beginnend mit dem Berufstod Kolletschkas über das Stöhnen un-

zähliger Wöchnerinnen bis zum schweren Sterben des Entdeckers um eine der segensreichsten Erkenntnisse, die jemals ärztliches Wissen und ärztliche Kunst der gequälten Menschheit darbringen konnte, eine Erkenntnis, die um so gewaltiger zu werten ist, als sie nicht Spiel des Zufalls war, sondern die Frucht bewußter wissenschaftlicher Arbeit und felsenfester Überzeugung. —

Nicht konnte der Entdecker seines Werkes froh werden. Er war vorzeitig zusammengebrochen: Ein beim Bau verunglückter Arbeiter*). Auch wenn ihn das grausame Geschick verschont hätte, er hätte nicht uneingeschränkt die Frucht seines Sieges genießen können.

Eine neue Wissenschaft, die Bakteriologie, mußte erst entstehen, um das, was Markusovszky gefordert hatte: Das Wesen jenes geheimnisvollen tierisch-kadaverösen Stoffes aufzuklären. Aber dann, als man die winzigen lebenden organischen Fäulniserreger gefunden hatte, ging auch dem letzten Zweifler die Wahrheit der von Semmelweis so begeistert gepredigten Lehre auf. Noch mehr: Man stand staunend vor den einfachen, scharf umrissenen Sätzen dieser Lehre, die kraft wahrhaft genialer Einfühlung erst viel später aufgedeckte Geheimnisse der Natur vorausgeahnt hatte und — das Höchste für den Arzt und Helfer! — ihre sachlichen Folgerungen daraus gezogen hatte zum Heile der werdenden Mütter.

An einer tragischen Schuld — wenn man von Schuld reden darf — ist der große Arzt und Menschenfreund gescheitert: So gottbegnadet er war im Finden und Erfassen, so menschlich schwach war er, das was er gefunden hatte, der Mitwelt zur Erkenntnis zu bringen und damit fruchtbar zu machen. Zu sehr beglückt von seinen Ideen und zu gläubig an ihre selbstwirkende Kraft, mußte der Rückschlag auf sein empfindsames Gemüt und endlich der seelische Zusammenbruch erfolgen.

Aber wie die Natur ihre einzelnen Gaben jeweilig

*) Gyóry, Vorwort zu „Semmelweis Werken".

nach Laune zum Guten oder zum Bösen verwendet, so war die reine Menschlichkeit, das tiefe Mitfühlen mit dem Leid der Menschen zugleich die größte Wohltat, die sie diesem ihrem edelsten Sohne verlieh. Sie war der Urtrieb zu seinem Forschen. Ohne sein blutendes Herz, seine zitternde Seele wären Tausende und Abertausende unschuldiger Frauen in Erfüllung ihrer heiligsten Pflicht dahingerafft worden. —

Man beerdigte ihn auf einem Wiener Friedhof. Nur ein kleiner Kreis von ärztlichen Freunden und Bekannten stand an seinem offenen Grabe. Die Tageszeitungen gingen mit kurzen, sein Verdienst kaum berührenden Notizen über den Toten hinweg.

Aber Freundeshand ordnete seine Schriften und machte lebendig, was im Schreibtisch an wichtigen Ergebnissen begraben lag. Doch von dem Werke, nach dem man am eifrigsten suchte: Dem bereits angekündigten Lehrbuch der Geburtshilfe, fand man nicht ein Blatt, nicht ein Wort, nicht eine Andeutung. Hatte der Dämon der Wut und Vernichtung einen Vater in einer Minute geistiger Umnachtung sein eigenes Kind dem Feuertode überliefern lassen? Niemand weiß es.

Später wurden die Gebeine nach Pest überführt und in einem Ehrengrabe beigesetzt. Hier ruhen sie nun als Staub bis in alle Ewigkeit in der heimischen Erde, die er so sehr liebte. Ein hoher Katafalk ziert die Stelle, an der liegt, was sterblich war an ihm. Und von seinem Geburtshause leuchtet eine Inschrift: „Dem Retter der Mütter."

Hunderte von Frauen und Männern pilgern alljährlich zu den Stätten, in stummer Andacht einem großen Arzt und noch größeren Menschen ihre ehrfurchtsvolle Huldigung darzubringen. Sein Geist ist überall in der Welt, wo eine junge Mutter gesund an Leib und Seele ihre schwere Stunde überstanden hat und glückselig ihr neugeborenes Kindchen an das Herz drückt.

Literatur.

Semmelweis, Gesammelte Werke. Herausgegeben von Dr. Tiberius von Györy (Jena, bei Gustav Fischer, 1905).

Jakob Bruck, Ign. Phil. Semmelweis. Eine geschichtlich-medizinische Studie (Wien, bei Karl Prochaska, 1897).

Schürer von Waldheim, Ign. Phil. Semmelweis. Sein Leben und Wirken. (Wien, A. Hartlebens Verlag, 1905).

Alfred Hegar, Ign. Phil. Semmelweis. Sein Leben und seine Lehre. (Freiburg i. B.).

Neuburger, Die Wiener medizin. Schule im Vormärz. (Wien, Rikola-Verlag, 1921).

Friedjung, Österreich von 1848—1860 (Stuttgart und Berlin, bei F. C. Enke, 2. Aufl.).

Charmatz, Österreichs innere Geschichte 1848—1907 (Leipzig und Berlin, bei Teubner — Aus Natur- und Geisteswelt 1918)

sowie viele Einzelarbeiten.

Die Gynäkologie des Soranus von Ephesus

Übersetzt von H. Lüneburg.

Bibliothek mediz. Klassiker Bd. I. Preis Mk. 4.—

Das Buch des griechischen Arztes, der vor 1800 Jahren die Ansichten seiner Zeit über Zeugung, Geburtshilfe, Wochenpflege, Säuglingspflege, Erziehung des Kleinkindes, dann aber auch über Frauenkrankheiten und ihre Behandlung darlegte, hat für die heutige Zeit höchsten Reiz. Neben den lächerlichsten Vorstellungen stehen Lehren uralter Weisheit, neben Aberglauben und Mythen streng wissenschaftliche Kritik.

Aus dem Inhalt: Die Eignung zur Hebamme. — Die Menstruation. — Ist dauernde Jungfernschaft schädlich? — Zeichen der Empfängnis. — Empfängnisverhütung und Abtreibung. — Geburt. — Wickeln des Kindes. — Baden. — Das Stillen usw.

Alte und neue Gynäkologie

Von Prof. Dr. Gustav Klein.

Festgabe für Franz v. Winckel. Preis geh. Mk. 12.—, geb. Mk. 15.—

Aus dem Inhalt: Bildliche Darstellungen der weiblichen Anatomie vom 9. Jahrh. bis Vesal. — Berühmte Geburtshelfer des 16. u. 17. Jahrh. — Der Unterschied in der Geburtsdauer bei japanischen und europäischen Frauen.

Die ansteckenden Kinderkrankheiten in Wort u. Bild

Von Prof. Dr. Hans Rietschel.

Wandtafel für Krankenhaus, Schule und Familie.

Folgende Krankheiten sind in Wort und Bild beschrieben:

Masern, Röteln, Scharlach, Mandelentzündung, Diphtherie, Windpocken und Echte Pocken; außerdem sind die Erkennungszeichen und Auswirkungen anderer Kinderkrankheiten wie Mumps, Genickstarre, Kinderlähmung, Grippe usw. kurz und verständlich angegeben.

Preis roh Mk. 2.50, auf zähes Papier aufgezogen Mk. 3.50, Rolle Mk. —.15

Richtlinien für Körpermessungen

und deren statistische Verarbeitung mit besonderer Berücksichtigung von Schülermessungen von Dr. Rudolf Martin

o. ö. Professor der Anthropologie und Vorstand des Anthropologischen Instituts der Universität München.

Mit 20 Abbildungen und 4 Tafeln. Preis geheftet Mk. 2.—

In diesen Richtlinien hat der Verfasser seine auf mehr als 30 Jahre sich erstreckenden Erfahrungen über anthropometrische Erhebungen besonders im Schulbetrieb und über die statistische Bearbeitung der dadurch erhaltenen Materialien veröffentlicht. Er betont die gerade in unserer Zeit außerordentlich wichtige, ja unumgängliche Notwendigkeit regelmäßiger Körperuntersuchungen unserer Jugend. Er zeigt im einzelnen die Anlage von Beobachtungsblättern, die beste Art der Messung, die Aufstellung von Altersklassen, und gibt vor allem eine leicht faßliche, auch dem Arzt und Lehrer verständliche Anleitung zur statistischen Verarbeitung der Materialien, alle die zahlreichen Hilfsmittel erwähnend, die solche rechnerische Arbeit, vor der Mancher sonst zurückschreckt, erleichtern. Überall sind Beispiele eingefügt.

Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene

Von Baur-Fischer-Lenz

Prof. Dr. E. Baur, Vorstand des Instituts f. Vererbungsforschung an der landwirtschaftl. Hochschule Berlin, Dr. E. Fischer, o. ö. Professor der Anatomie in Freiburg i. B., und Dr. Fr. Lenz, Professor der Rassenhygiene in München. Zweite Auflage 1923. Zwei Bände. Band I 442 Seiten mit 112 Textabbildungen, 1 Karte und 8 Tafeln mit 48 Rassebildern. Einzeln geh. Mk. 9.—, geb. Mk. 11.50. Band II 368 Seiten geh. Mk. 7.—, geb. Mk. 9.50. Beide Bände in einen Ganzleinenband zus. gebunden Mk. 20.—

Inhalt: Band I: Menschliche Erblichkeitslehre: 1. Abriß der allgemeinen Variations- und Erblichkeitslehre / 2. Die Rassenunterschiede des Menschen (Schädel, Skelett, Haar, Augen usw.; Rassenentstehung; Rassenbeschreibung nach Erdteilen) / 3. Die krankhaften Erbanlagen (Augen-, Gehör-, Nervenleiden usw.) / 4. Methoden menschlicher Erblichkeitsforschung / 5. Erblichkeit der geistigen Begabung. — Band II: Menschliche Auslese und Rassenhygiene: 1. Die Auslese beim Menschen (Biologische Auslese: Tuberkulose, Syphilis, Alkohol, Krieg u. a.; Soziale Auslese: Rasse und soziale Gliederung, Geburtenrückgang, gebildete Frauenberufe, Entartung.) / 2. Praktische Rassenhygiene: Soziale Rassenhygiene (Eheverbote, Verhinderung der Fortpflanzung Untüchtiger, Besoldung, Erbrecht, Siedlungswesen. Was kann der Staat für die nordische Rasse tun? u. a.; Private Rassenhygiene (Eheberatung, Selbstbehauptung der Familie, Erziehung, Aufgabe der Jugend u. a.).

Möge darum dies hervorragende Werk zu denjenigen Büchern gehören, die man trotz der Teuerung gerade jetzt umso leichter und lieber kauft, weil man inbezug auf soviel andere Literatur geringeren Wertes, für die man sonst Geld und Zeit verschwendete, eine wohltätige Beschränkung sich aufzuerlegen gelernt hat, die nun dem wenigen Hervorragenden und wirklich Wertvollen zugute kommen kann! (Jenaische Zeitung).

Grundzüge der Rassenhygiene und Einführung in die Vererbungslehre

Von Dr. Herm. Werner Siemens.

Zweite umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. 1923. Mit 13 Abbildungen. Geh. Mk. 1.80, geb. Mk. 2.60

Das in 2. Auflage erschienene Buch ist sehr klar, energisch und einprägsam in der Entwicklung seiner Gedankengänge. Es ist scharf und richtig gesehen und in einer auch den Gleichgültigsten aufrüttelnden Gedankenführung zum Ausdruck gebracht. (Kretschmer i. Klin. Wochenschrift.)

Rassenkunde des deutschen Volkes

Von Dr. Hans F. K. Günther.

Fünfte Auflage. Mit 14 Karten und 537 Abbildungen. 1924. In Ganzleinen Mk. 11.—. In Halbleder Mk. 14.—

Aus dem Inhalt: Der Begriff „Rasse" / Menschenkundliche Maße / Die körperlichen Merkmale der nordischen, westischen (mediterranen), ostischen (alpinen) und dinarischen Rasse / Wachstum, Altern, Krankheiten, Bewegungseigenarten / Die seelischen Eigenschaften der vier europäischen Hauptrassen / Die Verteilung der Rassen über das Gebiet deutscher Sprache und Europas / Umwelteinflüsse, Vererbungserscheinungen / Rassenmischungen / Vorgeschichtliche Rassenerscheinungen in Europa / Die nordische Rasse in Vorgeschichte und Geschichte / Rasse und Sprache / Die gegenwärtige Lage des deutschen Volkstums / Die Aufgabe / Anhang: Rassenkunde des jüdischen Volkes.

Der Verfasser gibt viel, viel mehr, als der Titel verspricht, denn er greift in Wirklichkeit das Rassenproblem ganz Europas an und verfolgt es außerdem von den ersten nachweisbaren Anfängen an bis in die Gegenwart, ja darüber hinaus bis in die Zukunft. Wir hätten uns eine gründlichere und dabei zielsichere Darstellung des schwierigen Gegenstandes gar nicht wünschen können. (Prof. K. Weule, Direktor des Museums für Völkerkunde, Leipzig.)

Ein gedankenreiches und anregendes Werk, ein Gegenstück zu Spenglers „Untergang des Abendlandes". (Dresdener Anzeiger.)

Kurzer Abriß der Rassenkunde

Von Dieter Gerhart.

In Anlehnung an die „Rassenkunde des deutschen Volkes" von Günther. 2. Aufl. Mit 28 Abbildungen. 1924. Mk. —.50. Bei Massenbezug Mk. —.30

Diese knappe kurze Einführung unterrichtet klar und eindringlich über die körperlichen und seelischen Eigenschaften der europäischen Rassen und zeigt, welche Aufgaben jedem einzelnen und dem ganzen Volk aus diesen Kenntnissen für Gegenwart und Zukunft erwachsen. Geeignet als Text für Vorträge.

Eine Tafel „Deutsche Rassenbilder"

mit 32 Abbildungen aus Günthers Rassenkunde und einer vergleichenden Übersichtstabelle der körperlichen Rassenmerkmale. Format 48 × 64 cm. Einzeln 1.— (postfrei Mk. 1.10), auf Leinen aufgezogen mit Ösen zum Aufhängen Mk. 2.— Bei Aufgabe größerer Bestellungen erhebliche Ermäßigung.

46 Lichtbilder für Vorträge

nach Dr. Hans F. K. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes. Größe 8½ × 10 cm. Kaufpreis Mk. 20.— Leihgebühr für einen Abend Mk. 10.— Verzeichnis der Lichtbilder und ein knapper Vortragsplan kostenlos.

Einführung in die naturwissenschaftliche Familienkunde

Von Dr. Walter Scheidt, München

Mit 11 Textabbildungen und 7 Fragebogen zum Eintragen von Beobachtungen. 1923. Geh. Mk. 5.—, in Ganzleinen geb. Mk. 7.—
Die Formblätter gesondert Mk. 1.20

Aus dem Inhalt: Begriff und Aufgaben der naturwissenschaftlichen Familienkunde / Familie und Vererbung / Familie und Rasse / Familie und Umwelt / Die Vererbung einzelner Merkmale beim Menschen / Die Arbeitsweisen der naturwissenschaftlichen Familienkunde / Bestimmung der Verwandschaftsverhältnisse / Unmittelbare anthropologische Beobachtung der Familienmitglieder / Betrieb und Ausbau der familienanthropologischen Forschung / Wert der Familienanthropologie für Wissenschaft und Leben / Ausführliches Verzeichnis der einschlägigen Schriften.

Das Buch ist klar und anregend geschrieben und wertvoll für Gebildete aller Stände, welche der Familienkunde einen gediegenen naturwissenschaftlichen Untergrund geben wollen. Allen Menschen mit Liebe zu ihrer Familie und mit dem Wunsche, zu erfahren, warum und wie man richtige Familienkunde treiben soll, sei des Verfassers Schrift daher zur Anschaffung wärmstens empfohlen. Ernst Rüdin, München.

Familienbuch

Anleitung und Vordrucke zur Herstellung einer biologischen Familiengeschichte. Zusammengestellt und herausgegeben von Dr. Walter Scheidt, München. Mit Abbildungen u. Tafeln. Erscheint 1924.
Preis etwa Mk. 5.—

Krankheit und soziale Lage

Von Prof. M. Mosse und Dr. med. G. Tugendreich, Berlin

Herausgegeben unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner

Geheftet Mk. 22.—, geb. Mk. 25.—

Inhaltsübersicht: **I. Allgemeiner Teil:** 1. Einleitung von Prof. M. Mosse und Dr. G. Tugendreich. 2. Grundzüge der Krankheits- und Todesursachenstatistik von Professor Dr. H. Silbergleit.

II. Soziale Aetiologie der Krankheiten: 3. Die Wohnung. 4. Die Ernährung. 5. Die Arbeit. 6. Einfluß der soz. Lage auf Krankheit und Sterblichkeit der Frau. 7. Einfluß der soz. Lage auf Krankheit und Sterblichkeit des Kindes. 8. Schultauglichkeit. 9. Militärtauglichkeit. 10. Nerven- und Geisteskrankheiten, Selbstmord und Verbrechen. 11. Alkoholismus. 12. Geschlechtskrankheiten. 13. Infektionskrankheiten. 14. Tuberkulose. 15. Krebs. 16. Zahnkrankheiten.

III. Soziale Therapie der Krankheiten: 17. Bekämpfung der soz. Krankheitsursachen durch den Staat. 18. Aufgabe der Gemeinde- und der privaten Fürsorge. 19. Einfluß der sozialen Gesetzgebung auf Verhütung, Erkennung und Verlauf der Krankheiten. 20. Soziale Maßnahmen zur Besserung der Fortpflanzungsauslese.

Zur Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft

Arbeiten einer vom
Ärztlichen Verein München eingesetzten Kommission.

Geh. Mk. 2.50

Inhalt: v. Zumbusch und Dyroff: Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. — Pfaundler: Zur Organisation der Fürsorge bei kongenitaler Lues im ersten Kindesalter. — Ranke: Die Tuberkulosebekämpfung nach dem Krieg. — v. Gruber: Leitsätze über Alkoholismus und Nachwuchs. — Trumpp: Ärztlicher Ehekonsens und Eheverbote. — Burgdörfer: Familienpolitik und Familienstatistik. — Ploetz: Bedeutung der Frühehe für die Volkserneuerung nach dem Kriege. — v. Gruber-Pesl-Busching-Freudenberger: Rassenhygien. Bevölkerungspolitik auf dem Gebiete des Wohnungs- und Siedlungswesens. — v. Gruber: Förderung kinderreicher Familien. — Groth: Neomalthusianismus. — Spatz: Bekämpfung der antikonzeptionellen Propaganda. — Döderlein: Zur Bekämpfung der Fehlgeburten. — Kraepelin: Geschlechtliche Verirrung und Volksvermehrung. — Kaup: Außerhäusliche Erwerbsarbeit der Frau und Erhaltung und Mehrung der Volkskraft. — Pesl: Verbesserung der Lage der Heimarbeiterinnen. — Pfaundler: Säuglings- und Kleinkinderfürsorge. — Meier: Das Findelwesen. — Doernberger: Kräftigung unserer Jugend.

Die Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft

Gesamtbericht über die im großen Hörsaal der Universität München am 27. und 28. Mai 1918 abgehaltene Tagung. Geh. Mk. 3.60

Während in dem oben angezeigten Werke die verschiedenen Gebiete auf wissenschaftlicher Grundlage behandelt werden, wendet sich dieses mehr an die Allgemeinheit.
Es wird bei der außerordentlichen Wichtigkeit der behandelten Stoffe weiten Kreisen Gelegenheit gegeben, sich in die für unsere Volksentwicklung so notwendigen Aufgaben zu vertiefen. Das Werk bietet eine Fülle von Anregungen für alle, die bei dem Wiederaufbau unseres Volkes und der Stärkung der deutschen Volkskraft und Gesundheit zu tun haben.

Ursachen und Bekämpfung des Geburtenrückgangs

im Deutschen Reich.

Von Geh.-Rat M. v. Gruber. Geh. Mk. 2.—

Blätter für Gesundheitsfürsorge

Herausgegeben von der Bayerischen Arbeitsgemeinschaft zur Förderung der Volksgesundheit

in Gemeinschaft mit dem Landesverband für Säuglings- und Kleinkinderfürsorge, dem Landesverband zur Bekämpfung der Tuberkulose, dem Zweigverein Bayern der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, dem Landesausschuß gegen den Alkoholismus und dem Landesverband für hygienische Volksbelehrung.

Schriftleitung: Hofrat Dr. Doernberger und Med.-Rat Dr. Seiffert.
Bezugspreis halbjährlich Mk. 2.—

Für alle Stellen, die mit der Fürsorge betraut sind, ist diese sehr geschickt geleitete Zeitschrift eine Fundgrube wichtiger Tatsachen und segensreicher Anregungen.

Der Briefwechsel zwischen Jakob Burckhardt und Paul Heyse

Herausgegeben von Erich Petzet.

Mit zwei Bildnissen.

Preis geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 6.—

Der Briefwechsel zwischen Paul Heyse und Theodor Storm

Herausgegeben und erläutert von Georg J. Plotke.

2 Bände mit 8 Abbildungen in Kupferdruck.
Jeder Band Preis geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 6.—

Der Briefwechsel von Emanuel Geibel und Paul Heyse

Herausgegeben von Erich Petzet.

Preis geh. Mk. 6.—, geb. Mk. 8.—

Diese drei Briefwechsel gehören zum Kostbarsten ihrer Gattung im 19. Jahrhundert. Heyse, den manche Literaten von heute gern über die Achsel ansähen, war auch ein glänzender, oft bezaubernder Briefschreiber, von einer Fülle der Einfälle, einer Weite des Gesichtskreises, einer Anmut und Freiheit des Vortrags, die seine Briefe klassisch erscheinen lassen. (Prof. Hofmiller in den Südd. Monatsheften.)

Italienische Volksmärchen

Übersetzt von Paul Heyse. Zeichnungen von Max Wechsler.
Preis geb. Mk. 4.—

.... Mit liebevollstem Verständnis, mit schonender Rücksicht und mit feinsinniger Hingebung hat Heyse diese Märchen übertragen. Er wollte lieber die ausgegrabenen Volksstücke mit allen ihnen anhängenden Spuren ihrer Herkunft den Lesern darbieten, als ihnen durch Zutaten oder Glättungen die Freude an der kunstlosen Phantasie des Volkes verkümmern.... (Westermanns Monatshefte.)

Friedrich der Große in seiner Bedeutung für die heutige Zeit

Von Oskar Fritsch.

Mit zahlreichen Abbildungen. Preis geb. etwa Mk. 4.—
Erscheint im Herbst 1924

EX LIBRIS DOTT. BRUNO PINCHERLE
B/MED 3775

Theo Malade / Semmelweis